ILLUSTRIERTE

3. Augustheft 1959

24

ZEIT IM BILD

„Hallo Constantin!“

Er und Helga Brauer sind unzertrennlich

Mehr darüber auf Seite 16

Foto Buschmann

Vergessenes, von uns allen Miterlebtes, von ZB-Redakteuren in einer Fortsetzungsreihe wieder in Erinnerung gebracht

In jenen Tagen...

Erinnerungen an 100000 Quadratmeter

Als wir, mein Bildreporterkollege Paul Friedemann und ich, im Februar 1959 erneut — zum wievielten Male eigentlich? — zur Messeberichterstattung in Leipzig auftauchten, rollte bei einer ersten „Lagebesprechung" im gemütlichen Quartier plötzlich, wie so oft in solchen Fällen, ein Messefilm der letzten zehn Jahre vor mir ab. Vor zehn Jahren nämlich, im Februar 1949, schrieb ich meine erste Messereportage, und ich erinnere mich noch gut meiner damaligen Aufgeregtheit. Ich erinnere mich aber auch der ungezählten Gespräche, die ich seither auf den Messen führte, und all jener spaßhaften, sehr ernsten oder auch kuriosen Begebenheiten, die man als Reporter auf den Messen erlebt. Jenes Kaleidoskop führte mir auch Vergleiche vor Augen, spiegelte in aller Deutlichkeit das unaufhaltsame Aufwärtsstreben nicht nur der Messe, sondern auch unserer Republik wider. Leipzig, die Arena weltweiten friedlichen Handels, wurde zum Kriterium der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der beiden Weltlager, wurde mehr und mehr Anknüpfungspunkt freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Völkern.

Wie hat sich das Messegeschehen in den zehn Jahren demokratischer Volksmacht doch verändert. Hingen damals noch oft an den Ständen westlicher Kaufleute Schilder mit der Aufschrift: „Unsere wichtigste Ware lagert noch an der amerikanischen Zonengrenze. Bestellen Sie bitte trotzdem!", und ging in der damaligen sowjetischen Besatzungszone die Igelitschuhära gerade zu Ende, so wagen es die kalten Krieger von heute nicht mehr, den Gütertransport zur Messe zu stören oder gar ganz zu unterbinden, wenn sie es auch gern möchten. Und die Qualität der Erzeugnisse unserer Republik unterscheidet sich heute in nichts mehr von der westdeutscher oder ausländischer Angebote.

Es hat Begegnungen mit alten Bekannten gegeben, mit Herrn Lösenbeck zum Beispiel, einem Solinger Stahlwarenfabrikanten, über den ich in „ZB" in den Jahren von 1954 bis 1956 mehrfach berichtete und den ich auch einmal in seinem Solinger Werk besuchte. Als wäre es erst gestern gewesen, so klingen mir seine Worte noch in den Ohren, mit denen er vom ersten Gang schwarz über die grüne Grenze im Jahre 1946 berichtete. „Ich wollte dabeisein", sagte mir Herr Lösenbeck, „ich war immer in Leipzig; der Stand eines ehrlichen deutschen Kaufmanns gehört auch hierher." Es gibt viele Lösenbecks unter den westdeutschen Kaufleuten, und keiner, glaube ich, hat es je bereut, ständiger Messegast gewesen zu sein oder nach anfänglichem Zögern sich doch für eine Beteiligung ausgesprochen zu haben.

Es gab auch Begegnungen mit bis dahin völlig unbekannten Menschen. Einmal, es war wohl 1955, suchte ich schon frühzeitig einen holländischen Kaufmann auf und bat ihn um die Beantwortung einiger Fragen. Am späten Nachmittag erst trennten wir uns. Wir hatten einen ganzen Tag lang diskutiert. Dieses Erlebnis wäre nicht der Rede wert, könnte man daraus nicht wichtige Schlußfolgerungen ziehen. Die ausländischen Kaufleute hatten mit den Jahren ihre Skepsis abgelegt und Vertrauen zu den Journalisten der DDR gefaßt, Vertrauen zu unserer Republik, zu unserer Kaufkraft, zu uns als Handelspartner. Die DDR war bei den Ausstellern — oft ganz im Gegensatz zur Meinung ihrer Regierungen — eine international anzuerkennende Realität geworden.

Jede Messe nach 1945 war stets größer als die vorhergehende, aber, so trocken statistische Angaben sind, die hier von mir aus meinem umfangreichen Messearchiv herausgesuchten Zahlen sollte man sich trotzdem ansehen. Gab es 1949 erst 101 997 Quadratmeter Ausstellungsfläche, von denen 196 Quadratmeter an kapitalistische Firmen vergeben waren, so wurde 1959 auf 289 509 Quadratmeter insgesamt und auf 19 062 Quadratmeter von westlichen Staaten ausgestellt. 1949 nahm die DDR 92 365 und zehn Jahre später 200 138 Quadratmeter ein, und Westdeutschland steigerte seinen Anteil von 7982 auf 37 176 Quadratmeter. Man zählte damals 223 182 Besucher, registrierte in diesem Frühjahr 585 726 Gäste, und aus 14 westlichen Ausstellern 1949 wurden 1436 in diesem Jahr. Diese Zahlen könnten von mir beliebig erweitert werden, sind sie doch unbestechliche Zeugen der stetigen Steigerung der Leipziger Messetätigkeit, die auch durch Versuche der Bonner Regierung, Leipzig durch sogenannte Gegenmessen in Hannover und Frankfurt am Main das Wasser abzugraben, nicht unterbrochen werden konnte.

Jahr für Jahr berichtete ich den ZB-Lesern von neuen Ländern, neuen Firmen, die sich für Leipzig entschieden hatten, und Jahr für Jahr auch von den oftmals geradezu sensationell anmutenden Neuheiten, mit denen die DDR vor allem im Maschinenbau aufwartete. Insgesamt 1500 solcher Neuentwicklungen aus allen Wirtschaftsgebieten bot unsere Republik ihren Handelspartnern in diesem Frühjahr an. Der Erfolg blieb nicht aus. Mit einer Summe von drei Milliarden vierhundertvierzehn Millionen DM wurde ein Rekordumsatz erzielt, der seinen Eindruck auf die internationale Fachwelt nicht verfehlte. „Leipziger Frühjahrsmesse 1959 ein Kriterium unserer Zeit", überschrieb ich meine letzte Messereportage, denn nicht nur die DDR verbuchte Rekordumsätze.

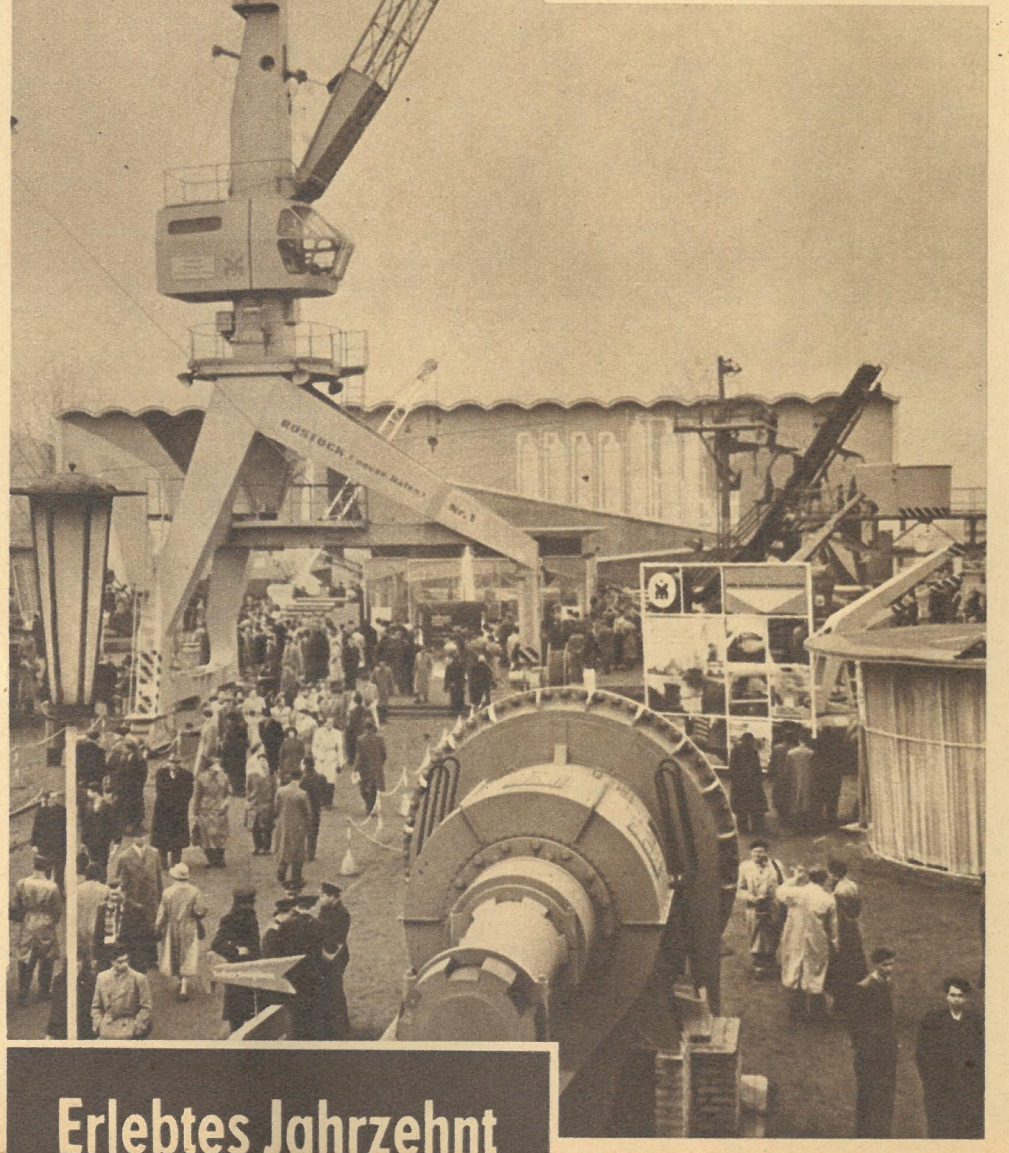
Nikita Chruschtschow, dieser Messe prominentester Gast, antwortete schlagfertig, als sich ihm ein westdeutscher Kaufmann mit den Worten: „Ich bin ein alter Kapitalist von der Ruhr" vorstellte, „Ich bin ein alter Kommunist aus Moskau, aber wir treffen uns hier, um zu handeln und zu verhandeln", und charakterisierte so mit treffenden Worten die weltumspannenden, weltverbindenden Eigenschaften dieser Messe, die er durch seinen Besuch auszeichnete.

In wenigen Tagen fahren ZB-Reporter wiederum nach Leipzig. Auch diese Herbstmesse, das steht heute schon fest, wird größer sein als alle vorangegangenen. Das allein, denke ich, genügt und bedarf keines weiteren Kommentars. Leipzig ist und bleibt das Zentrum des Welthandels und, als Nachsatz für die ewig Unbelehrbaren, Leipzig liegt in der DDR!

Eberhard Kottwitz

Exponate 1949 ▷
Modische Igelitmäntel

Exponate 1959
Moderne Großmaschinen



Erlebtes Jahrzehnt

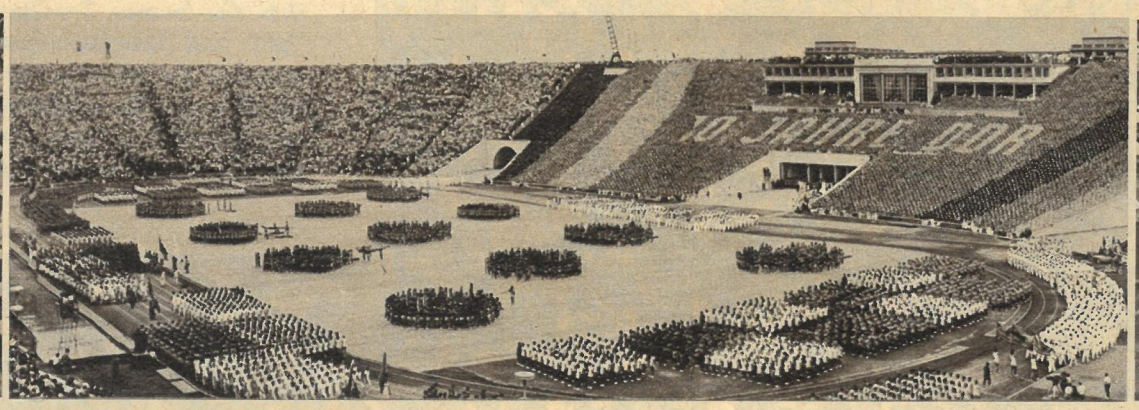
Im III. Deutschen Turn- und Sportfest setzen sich die besten Traditionen der deutschen Turn- und Sportbewegung fort. In ihm spiegelt sich der Massencharakter unserer Sportarbeit wider. Ein großartiges Fest, das von der gewachsenen Leistungsstärke des Sportes in der Deutschen Demokratischen Republik zeugt.

Die Rekorde purzeln. Den Auftakt dazu gaben die Schwimmer. Die 4x200-m-Bruststaffel des Sportklubs Dynamo Berlin mit Küpper, Ott, Fechner, Lehmann schwamm neuen deutschen Rekord in 12:01,9 min

Fest der Rekorde

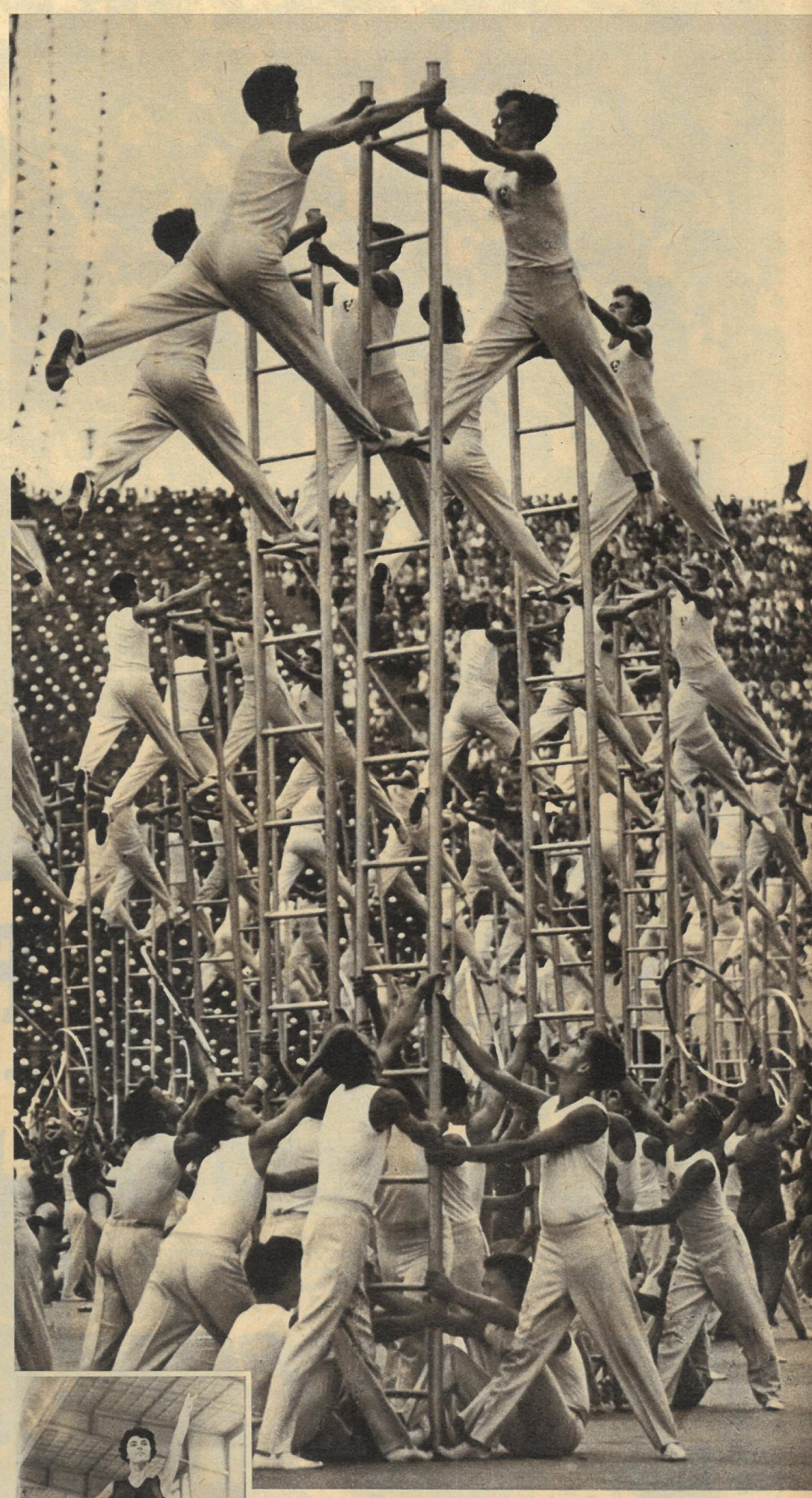
Ein Bildbericht vom III. Deutschen Turn- und Sportfest von Werner Jenke

Fest der Schönheit und Kraft



Überwältigende Leistungsschau der 36000. Beifallswogen um Beifallswogen brandeten bei der imponierenden, alles Bisherige übertreffenden Sportschau der einzelnen Sportvereinigungen im Stadion der Hunderttausend auf. Meister der Regie hatten die Fahnenkulisse der 12000 Leipziger Sportler (links und rechts) auf der Osttribüne zu einem farbigen Wunderwerk mit präziser politischer Aussagekraft gestaltet, schlagartig wechselten die farbenfrohen Bilder und Losungen. Die Sportschau selbst — eine Sinfonie, ein Kunstwerk, jede einzelne Übung ein exakt einstudierter Beitrag zum glänzenden Gesamteindruck

Erstmalig über 16 Meter sprang mit dem Rostocker Manfred Hinze ein Deutscher im Dreisprung und fand somit auch Anschluß an die besten Leistungen in der Welt. Bei diesen Deutschen Meisterschaften wurde offenkundig, wie stark der Nachwuchs nach vorn drängt. Friedrich Janke (Nr. 64) behielt als einer der wenigen seinen Meistertitel, denn Hans Grodotzki, ein ausgesprochener Tempoläufer, konnte ihn trotz langer Führungsarbeit über 10000 m nicht abschütteln. Einen neuen deutschen Rekord verhinderte die Hitze



Turner, auf zum Streite ... Auf 160 Leichtmetall-Leitern und Leiterwänden demonstrierte die SV Dynamo innerhalb ihrer Vorführungen großes turnerisches Können. Die neuen Deutschen Meister wurden in den ständig überfüllten riesigen Hallen der in Europa an erster Stelle rangierenden Deutschen Hochschule für Körperkultur und Sport gekürt. Roselore Sonntag (SC Lok Leipzig) erwies sich an allen Geräten als wahre Meisterin, während die mitfavorisierte Ingrid Föst zweimal stürzte und damit aus dem Bewerberkreis ausschied

Fotos: Jenke, Irmgard ZB

Erfreuliche Bilanzen konnten die Schwimmer ziehen. In 22 Schwimmwettbewerben gab es einen neuen Europarekord, 14 deutsche Rekorde und 7 deutsche Jugendrekorde. Ein neuer Name tauchte dabei immer wieder auf: Gisela Weiß (Bild), von der man noch viel erwarten darf. Erfreuliche Bilanzen gab es aber überall, zumal allein der Massensport aus Leipzig eine einzige Turnfeststadt machte. Der Wohnbezirk 17, einer von vielen, wo unter Mithilfe aller ein Kleinstsportplatz geschaffen wurde, hatte Walter Ulbricht eingeladen. — Der 1. Sekretär des ZK der SED machte nicht nur die Volkssportübungen mit, er überreichte unter stürmischem Beifall auch einen Barren als Auszeichnung für gute Massenarbeit

Fest der Freundschaft. Superlative vermögen sie kaum auszudrücken. Aus der Festivalstadt Wien kam das Staatliche Ensemble aus Vietnam und begeisterte mit einer bunten Folge zarter Melodien, fremdländischen Tänzen und Liedern. Ebenso stürmisch wurden die vielen Freunde aus Westdeutschland begrüßt, die trotz Schikanen den Weg nach Leipzig fanden. Im Zeltlager am Auensee begegneten uns Ernst und Manfred aus Wuppertal-Elberfeld, Arbeiterjungen, die immer wieder betonten: „Euer Weg ist der richtige, ihr findet uns an eurer Seite. Wir werden uns zusammenfinden, und Leipzig ist eine Station dazu." Zwei von Tausenden begeisterter Gäste dieses wahrhaft nationalen Festes. Sie erlebten eine

gewaltige Manifestation der völkerverbindenden Ideen des Sportes und des Friedens

2. Beitrag unserer aktuellen Reportageserie zu Ehren des 10. Jahrestages der Republik

Demokratie von Kindesbeinen an

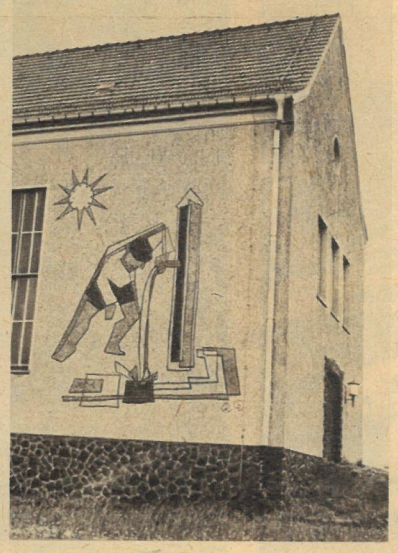
In der Hohen Rhön, im äußersten Zipfel unserer Republik, von vorn, links und rechts eingeklemmt durch die unnatürliche Grenze, liegt, 13 Kilometer von der nächsten Bahnstation entfernt, das kleine Dörfchen Frankenheim. Der Boden hier ist steinig, das Klima rauh und die Ernte entsprechend gering. Der einzige Handwerkszweig ist im Aussterben, denn Pferdepeitschen werden im Zeitalter der Technik kaum noch gebraucht. Die 1600 Einwohner wissen um jahrhundertelange Not. Und heute? Die Männer fahren nun in die Kaligruben, das wenige Land wird von einer LPG bestellt, und die Peitschenherstellung besorgt die Produktionsgenossenschaft. Die Einwohner sind zufrieden, denn unser Staat gab ihnen zum erstenmal die Möglichkeit, richtig zu arbeiten und damit auch richtig zu leben. Am zufriedensten in der Gemeinde aber sind die Schulkinder. Warum wohl?

1113000 DM gab unsere Republik für den Bau dieser Schule aus. 30000 Mark von dieser Summe waren für die künstlerische Gestaltung bestimmt. Ein Kollektiv des Verbandes bildender Künstler aus Suhl hat diese Aufgabe mit viel Geschick gelöst. Vor dem Eingang steht die Plastik einer kleinen Schifahrerin, im Hause findet man buntgekachelte Trinkwasserspeier, und für die Schulanfänger ist es jedesmal eine große Freude, wenn sie vor ihrem Klassenzimmer stehen und auf der Türe den Zirkusclown, die Lämmerherde oder den Pionier mit dem Rucksack sehen. Ihnen kann es dank des Suhler Künstlerkollektivs nicht passieren, daß sie in ein falsches Klassenzimmer rennen

Modern, großzügig, hell steht am Ortseingang seit zwei Jahren eine neue Schule. Sie wirkt etwas fremd zwischen den altersgrauen und altersschwachen Häuschen des Dorfes. Aber schon bekommt die Schule Gesellschaft. Gleich gegenüber wachsen die ersten Häuser der Arbeiter-Wohnungsbau-Genossenschaft empor, und den Einwohnern und Schülern selber ist die Schule absolut nicht fremd, denn sie ist der Beweis dafür, daß es unser Staat mit den Worten „ein besseres Leben für alle" ernst meint. Und heute noch schlagen sich die Frankenheimer vor Lachen auf die Schenkel, wenn sie daran denken, wie vor drei, vier Jahren ihre Grenznachbarn in Bayern mit warnend erhobenem Zeigefinger über die Schlagbäume murmelten: „Da habt ihr's, eine Kaserne baut sie euch dahin, die Arbeiterregierung!" Sonderbarerweise sind die Bürgermeister der bayrischen Nachbargemeinden der Einladung zur Besichtigung der „Kaserne" nicht gefolgt. Ob ihnen die Blamage zu groß war? Dafür kamen westdeutsche Schüler, und deren Augen sagten mehr, als Worte zu sagen vermögen

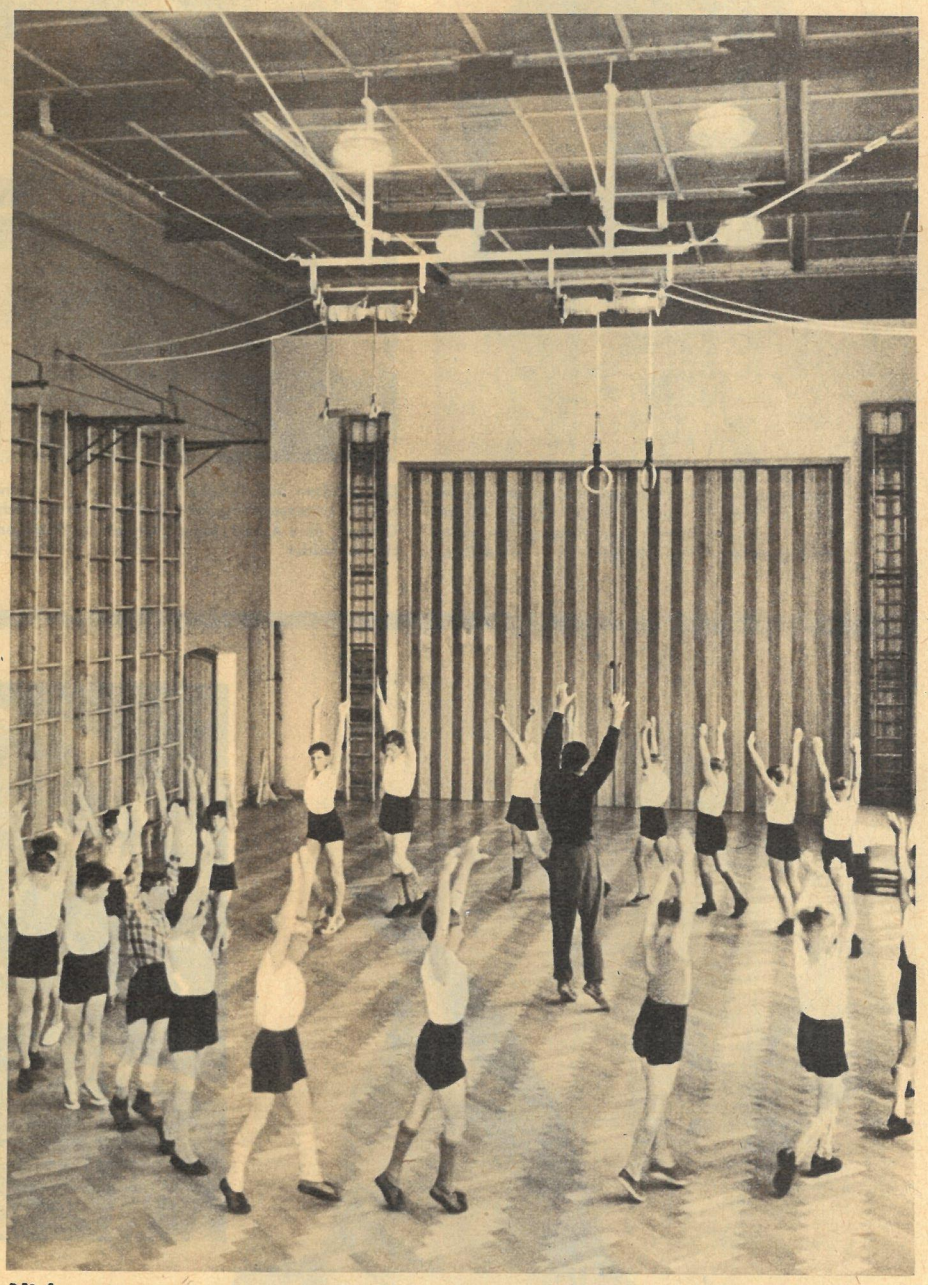
500

Dort, wo früher der Hunger zu Haus



Bis 1957 gab es in Frankenheim vier Schulräume. Von außen sahen sie alle so aus wie die alte Kate links, und von innen hatten sie mit Schulräumen auch nicht viel gemeinsam. Die Schüler hatten nicht nur Schichtunterricht, sondern mußten auch von einer Stunde zur anderen, ebenso wie die Lehrer, quer durchs ganze Dorf zum anderen Schulzimmer laufen. Verständlich, daß sie heute jeden Fremden voll Stolz in ihr neues Schulhaus führen und es ihm von außen und von innen zeigen, ihn auf die Sgraffitoarbeit an der Außenmauer ebenso aufmerksam machen wie auf das reichhaltige Zubehör ihres Physikzimmers, in dem vom Episkop über das Tonbandgerät bis zum menschlichen Modell aus dem Hygiene-Museum Dresden alles zu finden ist. Bis 1945 hatte die Schule einen Etat von nicht ganz 200 DM im Jahr. 1959 beträgt der Schuletat 12000 DM allein für Lehrmittel und 17000 DM für Löhne und Gehälter. Eine Steigerung, die in Prozenten ausgerechnet kaum noch glaubhaft wäre. Geht man dann ein paar hundert Meter nach links aus dem Dorf heraus, steht man an der Grenze nach Bayern. In Bayern sind seit 1948 650 einstufige Konfessionsschulen eingerichtet und mehr als 700 mehrstufige zu einstufigen Schulen zurückentwickelt worden. Es gibt jetzt allein in Bayern 2135 Schulen, in denen alle Schüler von der ersten bis zur achten Klasse in einem Zimmer von einem Lehrer zu gleicher Zeit unterrichtet werden. 1958 errechneten Schulreformer für Westdeutschland einen Fehlbedarf von 22000 Schulräumen und 7000 Lehrern. Bei Einführung eines obligatorischen neunten Schuljahres würden weitere 10000 Lehrer und weitere 14000 Schulzimmer fehlen. Dabei wagen diese Schulreformer von einer zehnklassigen Schule noch gar nicht zu träumen. Wie gesagt, nur ein paar hundert Meter Land dazwischen, doch ein Unterschied wie zwischen Welten

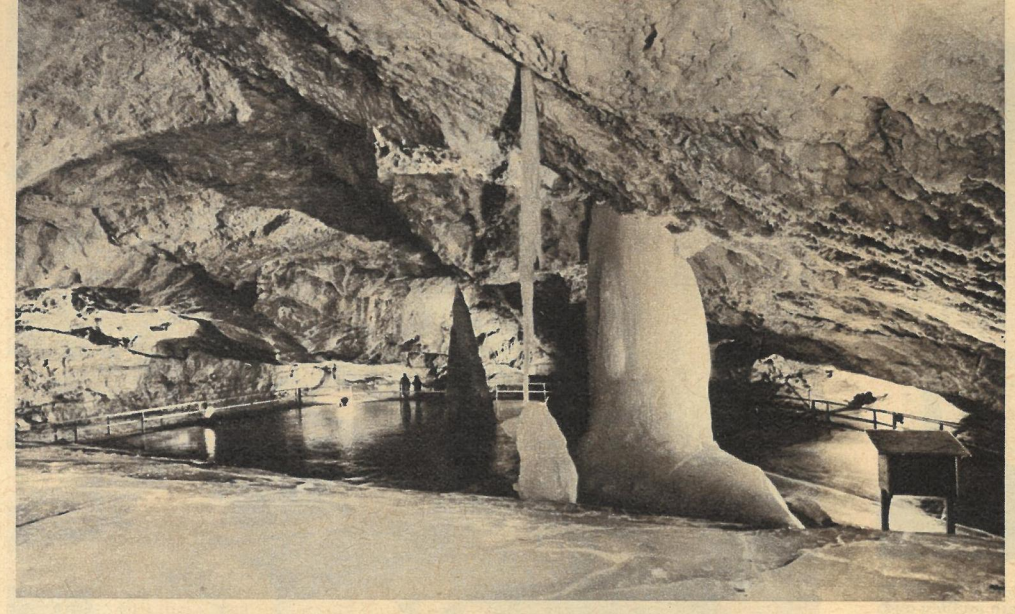
Ob Flugzeugbauer oder Agronom, auch den 250 Schülern von Frankenheim werden diese Berufe einmal offenstehen, denn hier ist von der früher sprichwörtlichen „Dorfschule" nichts mehr zu spüren. Ab Herbst dieses Jahres wird die Schule von Frankenheim eine allgemeinbildende zehnklassige Polytechnische Oberschule sein. Zu den jetzt schon amtierenden neun hauptamtlichen und zwei nebenberuflichen Lehrern werden dann drei weitere Lehrer kommen, und daß auch die notwendigen Lehrmittel nicht fehlen, ersieht man daraus, daß ebenfalls noch in diesem Herbst unter anderem eine Allzweckwerkzeugmaschine im Werte von 2000 DM für die Schüler eintrifft



Nicht nur für die geistige Bildung, nein, auch für die körperliche Ertüchtigung ist in dem Schulneubau gesorgt. Die große Turnhalle mit Dusch- und Baderäumen ist ein richtiger Tummelplatz für gesunde Kinder. Dieses Jahr beginnt die Gemeinde noch mit dem Bau eines großen Sportplatzes. 12000 DM wird sie dafür aus Mitteln des VEB Sport-Toto bekommen. 13000 DM aber wollen die Frankenheimer im Nationalen Aufbauwerk aufbringen. Ihre Schule täglich vor Augen, wissen sie, daß alles das, was sie sich selbst erarbeiten, ihnen und ihren Kindern auch wieder zugute kommt

m vor der Grenze

ar, in den Bergen der Hohen Rhön, untersuchten unsere Reporter Werner Rödel und Paul Friedemann (Fotos) die Auswirkungen der demokratischen Schulreform



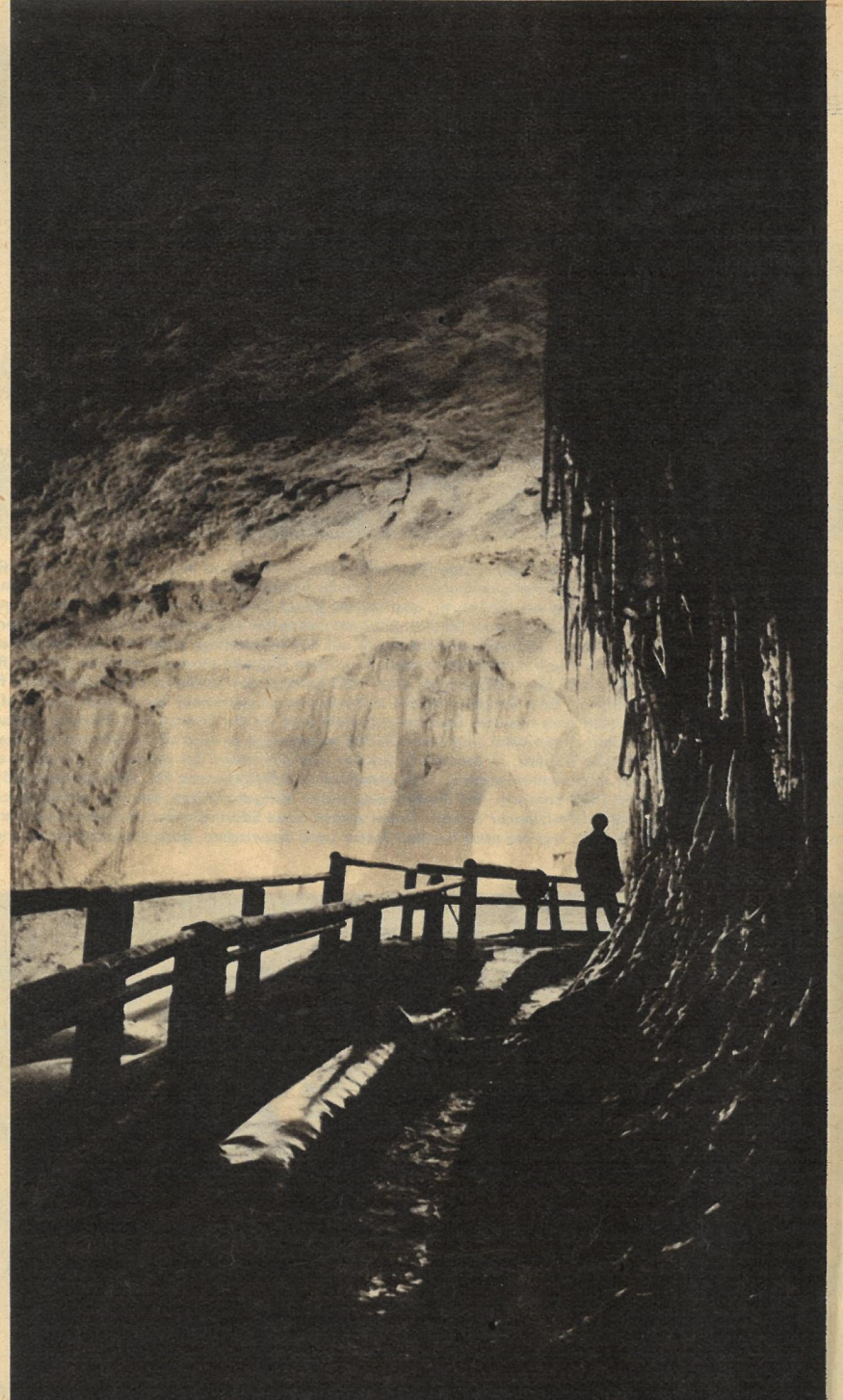
Fast 100 000 Touristen des In- und Auslandes besuchten im vorigen Jahr die Eishöhle von Dobšina in der Slowakei. Millionen Zentner Eis haben sich im Laufe der Jahrhunderte hier angesammelt und bilden die Kulissen dieses einzigartigen Naturdenkmals. Erst in jüngerer Zeit versuchten nun tschechoslowakische und polnische Höhlenforscher, die Ausdehnung dieses unterirdischen Labyrinths zu erforschen, um es in noch größerem Maße als bisher den Besuchern aus den verschiedensten Ländern leichter und bequemer zugänglich zu machen

Unter den Tatra-Bergen

Großes alpinistisches Können gehört dazu, um die zum Teil senkrecht abstürzenden Gänge zu begehen und sie soweit wie möglich für einen umfangreichen Touristenverkehr auszurüsten

Die größten Schwierigkeiten ergeben sich immer wieder bei der Untersuchung der vom Eiswasser überschwemmten Gründe, eine Arbeit, um die keiner der Kollegen den Taucher beneidet

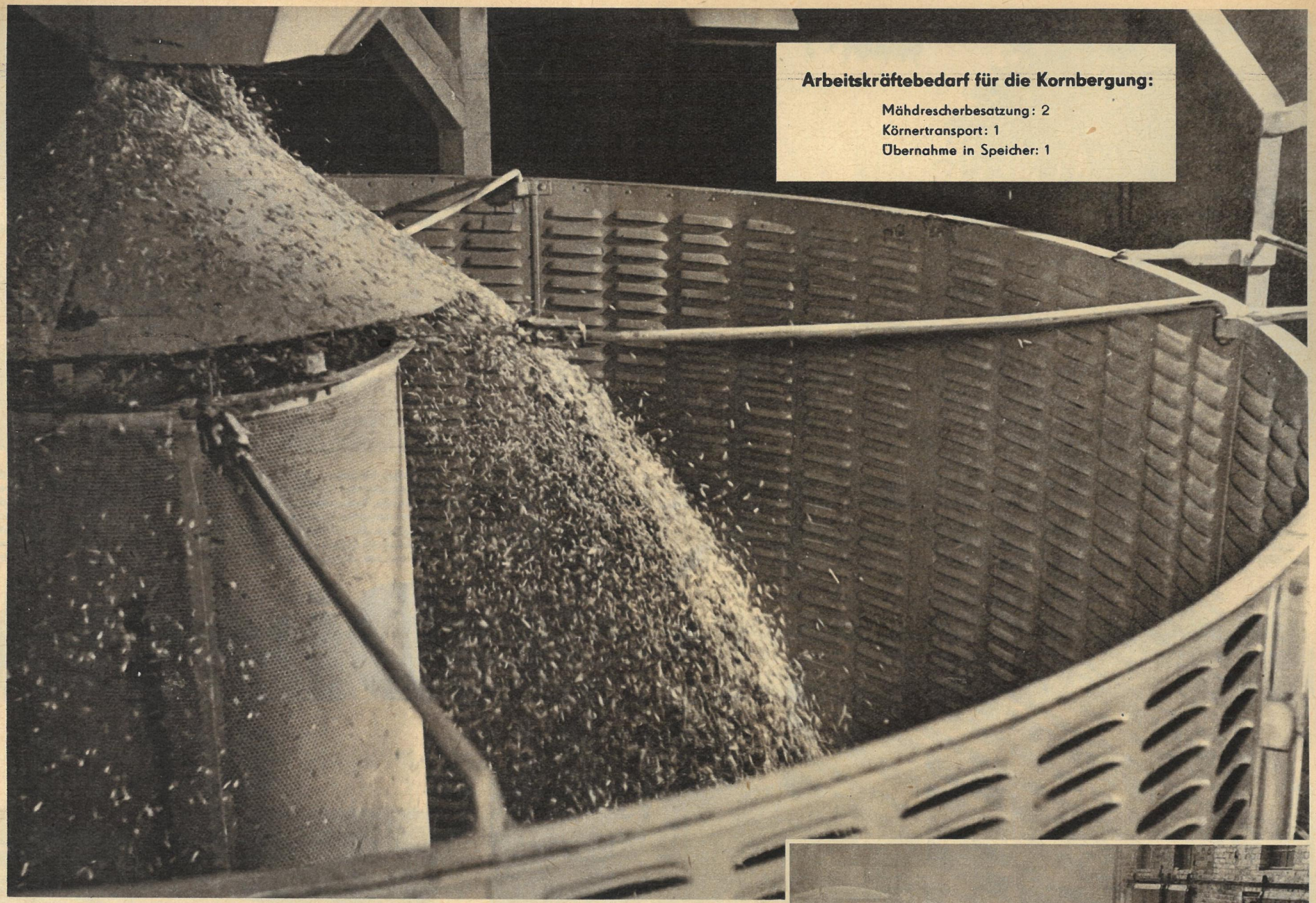
Fotos: ČTK (2). Prasa (2)



Der Winter naht mit Hüten

Auch in diesem Jahr erklären uns die Modeexperten: „Gut angezogen ist man nur mit Hut!" Damit wir uns rechtzeitig darauf einstellen können, machen sie uns jetzt schon ihre ersten Angebote für Herbst und Winter. Große Überraschungen in der Formgebung sind für die neue Saison nicht zu erwarten, aber wieder kleidsame und reizvolle Modelle, ganz dafür geschaffen, die Kleidung als I-Tüpfelchen zu ergänzen und sie noch eleganter zu machen

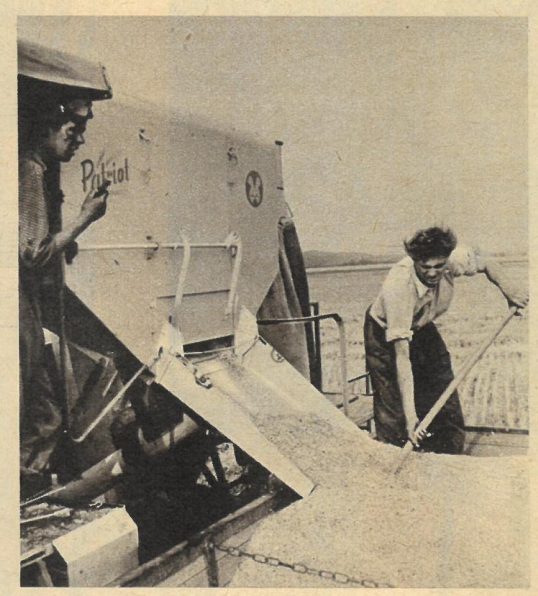
Neben der pastellfarbenen Haarfilzglocke werden sich die Hasenhaarhüte in diesem Jahr noch mehr durchsetzen. Im Winter soll uns der Turban als Neuigkeit vor der allzu rauhen Witterung schützen (ganz rechts). Bevorzugte Farben für die Saison sind wieder Pastelltöne und schwarz



Arbeitskräftebedarf für die Kornbergung:

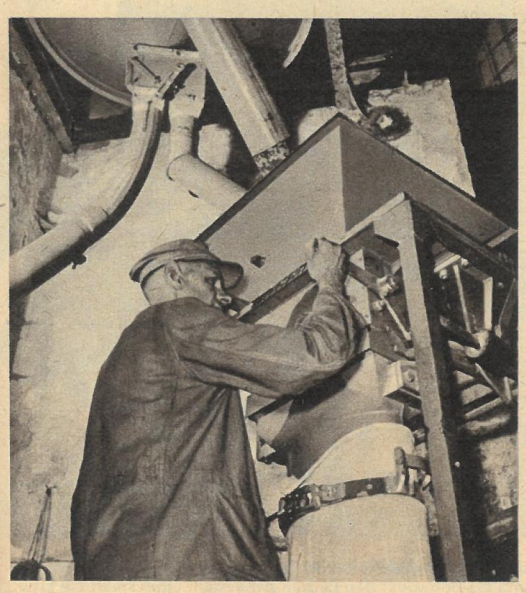
Mähdrescherbesatzung: 2
Körnertransport: 1
Übernahme in Speicher: 1

Mit einem Hebelgriff reguliert der Speichermeister den Körnerstrom. Die Maschine bläst dann das Getreide in einen der drei zur Verfügung stehenden Zentralrohrsilos Fotos Siegert

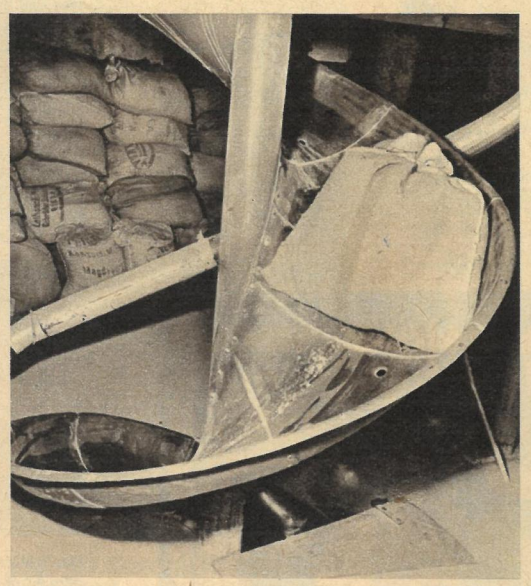


Mit Kipphängern transportiert der Traktorist das Erntegut vom Mähdrescher zum Speicherbunker (rechts). Von dort aus wird es mit einem Gebläse in den Silo weiterbefördert (oben)

Vier Mann sind in der Lage, in der Getreideernte die gesamte Körnerbergung zu bewältigen. Die Forschungsstelle für Landarbeit Gundorf wertete eigene und die Erfahrungen einiger LPG aus und bewies erstens die Vorteile des Einsatzes moderner Maschinen und zweitens, daß die Technik nur im sozialistischen Großbetrieb voll wirksam wird. So werden anstatt 133 Arbeitsstunden je Hektar bei der Ernte durch Handarbeit beim Mähdrusch nur 29 benötigt. Bei der Mahd des Getreides mit dem Mähbinder und Drusch auf dem Hofe beträgt der Aufwand je Hektar immerhin noch 59 Arbeitsstunden. Das ist der Inhalt des untenstehenden Rechenexempels



Raumsparende Lagerung, gleichmäßige Belüftung und schonende Trocknung zeichnen die Speicheranlage vom VEB Landmaschinenwerk Wutha aus. Das Getreide kann mit einer automatischen Waage in Säcke abgefüllt oder lose verladen werden



Die Zeit des Säckeschleppens hat für den Speichermeister ebenfalls ein Ende. Vom obersten Stockwerk können die Säcke bis auf den bereitstehenden Wagen rutschen. Für den Transport der Säcke von unten nach oben ist ein Aufzug eingebaut

133 + Technik = 29

Ein Rechenexempel, dessen Richtigkeit in der Praxis bewiesen wurde

„Es lebe die Union Guinea–Ghana!" steht auf dem Transparent über d Tribüne, vor der die Teilnehmer an der großen Maidemonstration defiliere An diesem Tage weilte auf Einladung Sékou Tourés auch der Präsident d eineinhalb Jahre früher gegründeten Republik Ghana, Dr. Kwame N'Kruma in Guinea. Die beiden Staatsoberhäupter wiesen in ihren Ansprachen unt anderem auf die immer enger werdende Freundschaft zwischen beiden Völke hin, obwohl diese Hunderte von Kilometern getrennt voneinander lebe

Die Zuk

Die an der Küste im Süden des Landes liegende Hauptstadt Conakry ist mit ihren etwa 40 000 Einwohnern ein Ort mit schroffen Gegensätzen. Hier finden sich neben den modernsten, mit allem Komfort ausgestatteten Hochhäusern als Erbe des Kolonialismus die armseligen, mit Wellblech gedeckten Lehmhütten. Nach der Unabhängigkeitserklärung haben viele Franzosen das Land verlassen. Heute wohnen auch Afrikaner in Häusern, die sie früher oft nur als Diener betreten durften. Auf der unten abgebildeten Briefmarke befinden sich neben den Grenzen des Landes und einer Friedenstaube das Bildnis des von seinem Volke gewählten und geliebten Präsidenten, Sékou Touré, sowie das Datum der Unabhängigkeitserklärung

Die Republik Guinea ist der jüngste der zehn selbständigen Staaten Afrikas. Mit 275 000 Quadratkilometern ist sie reichlich zweieinhalbmal so groß wie die Deutsche Demokratische Republik. Die Einwohnerzahl beträgt jedoch nur etwa 2,6 Millionen. Kämpfe gegen die Eingeborenen sowie Machtkämpfe der Engländer und Portugiesen waren vorausgegangen, ehe die einstige Kolonie Französisch-Guinea zu Anfang dieses Jahrhunderts ihre heutigen Grenzen erhielt. Nach einem fast hundertprozentigen Nein zur Verfassung der „Französischen Gemeinschaft" beschritt Guinea trotz aller imperialistischer Widerstände seinen eigenen Weg und proklamierte am 2. Oktober 1958 die Unabhängigkeit. Durch enge wirtschaftliche Beziehungen unterstützen die sozialistischen Länder, darunter an bedeutender Stelle die DDR, den jungen Staat bei der Festigung seiner Freiheit und beim Aufbau seiner Volkswirtschaft

Die Frauen sind wahre Meisterinnen im Balancieren. Sie tragen alles auf dem Kopf – und die Babys auf den Rücken gebunden. Noch spielt die Frau oft nur eine untergeordnete Rolle. Doch viele Eltern sind bestrebt, ihren Töchtern und vor allem ihren Söhnen eine gute Ausbildung zukommen zu lassen. Erst jetzt, nach der Unabhängigkeitserklärung geht man in Guinea daran, auch Frauen für Fachberufe, wie Buchbinderinnen, auszubilden

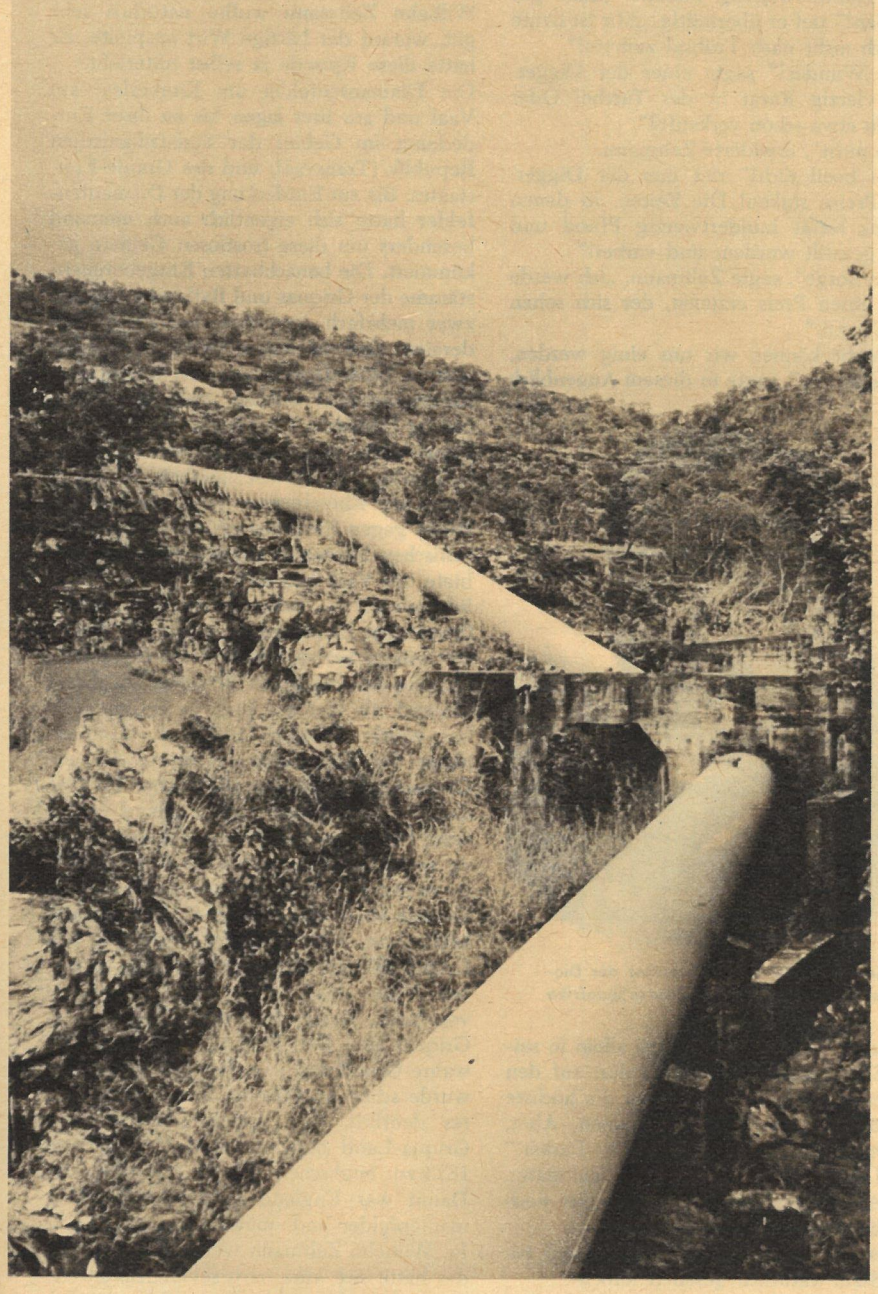
An dieser machtvollen Großkundgebung nahm jung und alt teil. Vor den Ehrengästen, unter denen sich auch viele Ausländer befanden, marschierten die Regierung, die Stadtverwaltung, Arbeiter, Schüler und Schülerinnen und nicht zuletzt Soldaten der jungen Armee vorüber, die alle mit wahren Beifallsstürmen begrüßt wurden. Die noch abhängigen Völker richten ihr Augenmerk deshalb auf Ghana und Guinea, weil sie ihnen ein Vorbild im Kampf um die Unabhängigkeit sind: Ghana für die englischsprechenden und Guinea für die französischsprechenden Kolonialländer

In Fria, etwa 160 Kilometer nördlich von Conakry, entsteht das erste Aluminiumwerk auf afrikanischem Boden. Bisher wurden die reichen Bodenschätze Guineas (neben Diamanten und Gold vor allem Eisenerz und Bauxit) als Rohstoffe exportiert. In Zukunft aber soll das Aluminium selbst hergestellt werden. Im Zusammenhang damit entsteht das Stauwerk von Souapiti

Bisher besaß Guinea nur eine einzige, 662 Kilometer lange Bahnlinie, Conakry – Kankan, die das Landesinnere mit der Küste verbindet. Über diesen Transportweg treten die wichtigsten Landesprodukte ihre Reise nach Europa an: Bananen, Ananas, Kaffee, Erd-, Cola- und Kokosnüsse, Palmkerne, Häute und vieles mehr. Mit dem Bau des Aluminiumwerkes in Fria wird eine neue, 140 Kilometer lange Strecke angelegt. Sie ermöglicht dem neuen Industriezweig den Zugang zum Meer, zum Hafen Conakry, der ebenfalls erweitert wird

unft in eigener Hand

„Zeit-im-Bild"-Sonderkorrespondent Dr. Gerhard Worgt bereiste den jüngsten der afrikanischen Staaten



Guinea verfügt über reiche Wasserkräfte, die Energie und somit die Grundlage für eine Industrie liefern können. Auch in der Trockenzeit (November bis Mai) ist genügend Wasser vorhanden, um die Turbinen zu speisen. Bisher wurden diese Energiequellen nur in geringem Maße so ausgenutzt wie hier in den „Großen Fällen", wo sich ein Kraftwerk befindet, das ganz Unter-Guinea, ein erst neuerdings der Elektrizität erschlossenes Gebiet, und die Hauptstadt versorgt. Schon kurz nach 19 Uhr flammen die Lichter auf, denn die Tropennacht bricht am Äquator das ganze Jahr hindurch so zeitig herein

Wäscherinnen kann man überall im Land an Bächen und Flüssen bei der Arbeit sehen. Allerdings würden unseren Frauen wohl ein wenig die Haare zu Berge stehen, wenn sie miterlebten, wie Hemden und Kleider zusammengedreht und – wie ein Beil auf den Hackklotz – auf einen Stein geschlagen werden. Die Menschen Guineas sind verschiedener Herkunft, und sie sprechen verschiedene Sprachen, so daß sie zur Zeit oftmals noch zum Französischen greifen müssen, wenn sie sich untereinander verständigen wollen. Aber auch dieses koloniale Überbleibsel werden sie überwinden. Der junge Staat ist auf dem besten Wege dazu

Wie der PROFI es befahl

VON JOACHIM GOLL

7. Fortsetzung

Diamantenfieber und Goldrausch

Allabendlich finden sich im „Star of South Africa" — „Stern von Südafrika", einem aus allen möglichen Holz- und Blechstücken zusammengenagelten Etablissement in Kimberley, die Diamantensucher zusammen, nachdem sie tagsüber in glühender Sonne zäh und verbissen ihre Claims durchwühlt haben, immer in der Hoffnung, eines Tages durch einen besonderen Fund steinreich zu werden. Bodenspekulanten und Aufkäufer gehören ebenfalls zu den ständig wechselnden Gästen des „Stern von Südafrika". Der Wirt, Jan van Houten, ist gerade wieder — wie schon sooft — dabei, zu erzählen, wie die alte Blechbude zu dem hochtrabenden Namen gekommen ist. Nach seiner ausgedehnten historischen Einleitung schildert er, wie an einem Maitag des Jahres 1866 die Kinder eines Farmers am Ufer des Oranjeflusses einen herrlich schillernden Kieselstein fanden. Sie nahmen ihn mit nach Hause, und alles staunte und freute sich über dieses wunderbare Stück.

Natürlich wurde der Stein auch Freunden und Nachbarn gezeigt, die zu Besuch kamen. Einer dieser Besucher nahm den Stein mit, um ihn wieder einem seiner Freunde, einem Kaufmann, zu zeigen. Dieser schickte den Stein nach Kapstadt, um ihn untersuchen zu lassen. Mit der Antwort, aus der hervorging, daß es sich um einen Diamanten handelte, traf ein Kaufangebot des englischen Gouverneurs der Kapkolonie in Höhe von 500 Pfund Sterling ein.

So erzählte der Wirt des „Sterns von Südafrika" die Geschichte des ersten südafrikanischen Diamanten. An dieser Stelle aber legte er eine Pause ein, um dem Zuhörer Zeit zu der Frage zu lassen, was denn nun dieser Diamant mit dem Namen der Bar zu tun habe. Dann genoß er schmatzend das Aroma des Gins und antwortete: „Gar nichts, mein Bester, reinweg gar nichts. Denn wie eine Schwalbe noch keinen Sommer macht, so macht ein Diamant noch kein Diamantenfieber!"

Und dann kam die Geschichte des „Sterns von Südafrika", den 1869 ein Kaufmann am Vaal von einem eingeborenen Medizinmann gegen eine Viehherde eingetauscht und für 11 200 Pfund Sterling an die Firma Lilienfeld Brothers weiterverkauft hatte. Wie ließ der bärtige Jan diesen Diamanten in seinen Worten leuchten und glitzern und die armselige Hütte des schwarzen Medizinmannes mit der Glut seines wunderbaren Feuers erfüllen. Das war immer wieder ein Ereignis. Selbst die Stammgäste der Bar unterbrachen ihre Gespräche, wenn Jan van Houten den „Stern von Südafrika" beschrieb und mit vor Ehrfurcht gedämpfter Stimme sagte: „Dreiundachtzig Komma fünf Karat, mein Bester! Finden Sie einen solchen Stein, und Sie sind ein gemachter Mann! Sie können sich denken, daß ein solcher Fund ein Diamantenfieber entfachen mußte. Und alle, wie wir hier sitzen: Ohne den ‚Stern von Südafrika' säßen wir jetzt nicht hier. Daher also der Name, nun wissen Sie's!"

Damit hatte der bärtige Mann zweifellos recht. Ohne den „Stern von Südafrika" wäre so mancher Digger nicht hier. Wilhelm Zeltmann zum Beispiel, der ehemalige Matrose aus Bremen, würde ohne den „Stern von Südafrika" heute noch auf dem alten Schoner „Henriette" zwischen Bremerhaven und Bombay fahren, wenn er damals, als sie in Kapstadt Frischwasser genommen hatten und alle Welt von der 83,5karätigen Pracht des „Sterns" sprach, nicht kurzerhand, ohne den Kapitän zu fragen, abgemustert hätte, um als Diamantensucher sein Glück zu versuchen. Mit dem Glück war es so eine Sache gewesen. Zweimal war er von gerissenen Bodenspekulanten übers Ohr gehauen worden, die ihm für völlig wertlose Claims sein letztes Geld abgenommen hatten. Nur durch einen Zufallsfund war er wieder auf die Beine gekommen und durchwühlte seit geraumer Zeit einen Claim, der nach seinen inzwischen gesammelten Erfahrungen fündig sein mußte.

Daß Wilhelm Zeltmann an diesem Tage später als gewöhnlich seinen Claim verließ und sich auf den Weg zum „Stern von Südafrika" machte, lag daran, daß er einen Diamanten von außerordentlicher Größe gefunden hatte. Fassungslos vor Freude und Glück hatte er lange in seiner Hütte gesessen und den kostbaren Stein betrachtet. Er schätzte ihn auf mindestens 40 Karat. Der Stein würde ihn mit einem Schlage zu einem wohlhabenden Mann machen.

Nun betrat er, den Schatz in einem ledernen Beutel unter dem Hemd verwahrt, Jan van Houtens Bar mit der Miene eines Siegers.

„Eine Runde, Jan", rief er schon von der Tür aus, „für alle!"

Die Digger unterbrachen ihre Unterhaltung und hoben überrascht die Köpfe.

„Hast du ein Karat gefunden?" fragte einer.

Zeltmann lachte. „Eins? Vierzig!"

In der Bar entstand ein Tumult. Die Digger sprangen von ihren Bänken auf und redeten alle durcheinander. Nur der bärtige Jan blieb ruhig. Er trat an Zeltmann heran und sagte: „Deine schlechten Witze kannst du dir sparen!"

„Das ist kein Witz, Jan!" versicherte der glückliche Finder. „Also füll' schon die Gläser; ich habe Grund zum Feiern!"

Der bärtige Jan schüttelte den Kopf. „Dann solltest du lieber den Mund halten", riet er. „Es gibt Leute genug, die an guten Funden und fündigen Claims interessiert sind. Dort drüben in der Ecke zum Beispiel sitzt Parker. Soviel ich weiß, arbeitet er für eine Gesellschaft. Weiß nur noch nicht, für welche."

Der Wirt wies beiläufig auf einen jungen Mann, der allein in einer Ecke saß und der in ganz Kimberley als Aufkäufer und Bodenmakler bekannt war. Einige wollten wissen, daß er an verschiedenen Diggergesellschaften beteiligt war. Diese Diggergesellschaften kamen seit jenem 16. Juli 1871 in Mode, als die Colesberg-Party mit dem Ausschachten des Big Hole, des großen Loches, begonnen hatte. Für den einzelnen Digger war es ja unmöglich, in die Tiefe zu graben. Deshalb hatten sich Diggergesellschaften gebildet, und verschiedene dieser Gesellschaften waren schon in kurzer Zeit zu Mächten geworden, mit denen man rechnen mußte. Sie beschäftigten sich nicht nur mit der Förderung von Diamanten, sondern unterhielten auch Aufkäufer und Makler, die die Aufgabe hatten, die Funde allein arbeitender Digger vorteilhaft aufzukaufen und erfolgversprechende Claims in den Besitz der Gesellschaft zu bringen. Unter den Diggern kursierten immer wieder Gerüchte über die Methoden der Gesellschaften. Es gab auch schon mehrere Fälle, in denen Digger, die bemerkenswerte Funde gemacht hatten, spurlos verschwunden oder ermordet worden waren. Die verwaisten Claims aber hatte dann meistens der Mittelsmann einer solchen Gesellschaft ersteigert.

Obwohl Zeltmann schon lange genug im Kimberleyer Revier arbeitete und das alles wußte, wischte er den Rat van Houtens mit einer Handbewegung beiseite. „Laß gut sein, Jan!" rief er übermütig. „Mir ist heute wirklich nicht nach Trübsal zumute!"

„Kein Wunder!" sagte einer der Digger. „Mit vierzig Karat in der Tasche! Oder hast du etwa schon verkauft?"

„Noch nicht", erwiderte Zeltmann.

„Dann beeil dich!" riet ihm der Digger. „Die Preise sinken! Die Zeiten, in denen für das Karat hundertvierzig Pfund und mehr gezahlt wurden, sind vorbei!"

„Keine Sorge", sagte Zeltmann, „ich werde schon einen Preis erzielen, der sich sehen lassen kann."

„Vielleicht können wir uns einig werden, Mr. Zeltmann", sagte in diesem Augenblick

Cecil Rhodes, der Beherrscher der Diamantenminen und Goldfelder in Südafrika

der junge Mann, der so lange allein in seiner Ecke gesessen hatte und nun auf den Finder zutrat. „Ich biete Ihnen die höchste Summe, die Sie erwarten können. Aber, entschuldigen Sie, mein Name ist Parker."

„Und was bieten Sie?" fragte Zeltmann.

Die Augen der Digger blickten nur noch auf die Lippen des Maklers.

Parker lächelte. „Ehe ich biete, muß ich den Stein natürlich gesehen haben!"

Der ehemalige Matrose nestelte den Lederbeutel unter seinem Hemd hervor und ließ den kostbaren Fund in seine rechte Hand gleiten. Neugierig drängten sich die Digger heran.

„Da, sehen Sie", sagte Zeltmann sicher, „ein Stück von klarstem Wasser!"

Und in der Tat war der Stein von einer strahlenden, klaren Schönheit.

Parker betrachtete den Stein prüfend, ohne eine Miene zu verziehen. „Also gut, ich biete Ihnen neunzig Pfund für das Karat."

„Neunzig Pfund?" Zeltmann lachte höhnisch auf. „Nicht unter hundert!"

„Ich pflege an meinem Angebot nicht zu deuteln, Mr. Zeltmann", setzte der Makler kalt hinzu. „Es ist mein erstes und mein letztes Wort."

„Und das ist mein letztes Wort", sagte Zeltmann, und ließ den Diamant wieder in dem Lederbeutel verschwinden.

Parker ging an seinen Tisch zurück. Während er sich setzte, sagte er in das Schweigen hinein: „Ich ziehe mein Kaufangebot nicht zurück, Mr. Zeltmann, denn ich glaube nicht, daß Sie in Kimberley einen Käufer finden werden, der Ihnen mehr bietet."

Einige der Digger nickten bestätigend mit dem Kopf. Der bärtige Jan aber zog Zeltmann beiseite und flüsterte ihm zu: „Sei kein Dummkopf und verkaufe! Neunzig Pfund je Karat sind bei vierzig Karat kein Pappenstiel!"

„Dieser Stein ist seine hundert je Karat wert", beharrte Zeltmann. „Oder willst du das ableugnen?"

„Aber die Makler und die Gesellschaften machen die Preise. Dagegen kannst du nicht an."

„Ja, sie machen die Preise, um mit desto größerem Gewinn verkaufen zu können. Warum aber kann ich das nicht? Wenn nicht hier, dann verkaufe ich eben in Kapstadt."

„Es ist nicht gut, einem Mann wie Parker ein solches Angebot abzuschlagen", sagte Jan van Houten achselzuckend. „Des Besitzes von Diamanten wegen sind schon ganz andere Dinge geschehen als Diebstähle und Morde. Parker aber will deinen Stein. Das habe ich ihm angesehen, trotz seiner gespielten Gleichgültigkeit."

Wilhelm Zeltmann wußte natürlich sehr gut, worauf der bärtige Wirt anspielte. Er hatte diese Episode ja selbst miterlebt.

Die Diamantenfelder um Kimberley, am Vaal und am Riet lagen bis zu ihrer Entdeckung im Gebiet der Südafrikanischen Republik (Transvaal) und des Oranje-Freistaates. Bis zur Entdeckung der Diamantenfelder hatte sich eigentlich auch niemand besonders um diese trostlosen Gebiete gekümmert. Die benachbarten Eingeborenenstämme der Griquas und Batlapins erhoben zwar mehrfach Ansprüche auf diese Ländereien, aber sie waren weder in Pretoria noch in Bloemfontein von den Burenregierungen beachtet worden. Auch die Vertreter der britischen Kapkolonie hatten davon keine Notiz genommen, obwohl sie sonst jede sich bietende Gelegenheit wahrnahmen, um Eingeborene gegen Buren und Buren gegen Eingeborene zum Nutzen der britischen Interessen auszuspielen. Die Gebiete um Vaal und Riet aber waren wirklich zu wüst und uninteressant, als daß sich ihretwegen Bemühungen gelohnt hätten.

Mit einem Schlag änderte sich diese Einstellung der englischen Behörden zu dieser Gegend, als hier der Erde Reichtum sichtbar wurde. Plötzlich ließen die Gouverneure der Kapkolonie verlauten, daß die Griquas und Batlapins alle Rechte auf jene Gebiete hätten und daß England es für seine Pflicht erachte, ihnen zu diesem Recht zu verhelfen. Da die beiden Burenstaaten ihrerseits aber nicht daran dachten, diese Gebiete abzutreten, beriefen die Engländer kraft ihrer Autorität und Macht für den 1. April 1871 ein Schiedsgericht nach Bloemhof. Unter dem Vorsitz des Gouverneurs von Natal, Keate, wurden die Gebiete den Griquas und Batlapins zugesprochen. Der wahre Grund des britischen Interesses aber wurde schon im Oktober des gleichen Jahres deutlich, als englische Truppen das Griqua-Land besetzten und Griqua-Land 1873 zur englischen Kolonie erklärt wurde. Damit war England im Besitz der Diamantenfelder und -minen.

Ja, Wilhelm Zeltmann wußte das, denn all das hatte sich kurz nach seiner Ankunft in Kimberley abgespielt. Er wußte natürlich auch, daß der Rat Jan van Houtens nicht von der Hand zu weisen war. Aber der Besitz des 40karätigen Diamanten ließ ihn aller Vernunft zuwiderhandeln.

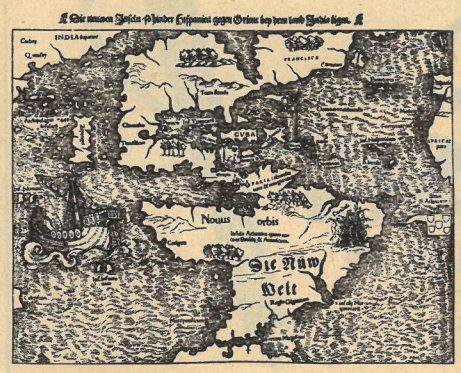
WIR ENTDECKEN DEN ERDBALL

Bildfolge von Adelhelm Dietzel

12

Eine richtige Vorstellung von der wahren Größe unseres Erdballs konnten weder die Reisen des Kolumbus noch die Vasco da Gamas und anderer kühner Seefahrer vermitteln, die jeweils nach West oder Ost gesegelt waren. Da ging Ferdinand Magellan am 20. September 1519 von Spanien aus in See. Noch im November erreichten die fünf etwa 90 Tonnen großen Schiffe die südamerikanische Küste und suchten nun — weiter südwärts segelnd — eine Durchfahrt oder ein Kap, um den Weg nach Westen fortzusetzen. — Mißgünstige Kapitäne und eine widerspenstige Mannschaft zwangen Magellan schon während der Überfahrt zu energischem Durchgreifen. Als schließlich offene Meuterei nicht nur die Weiterfahrt, sondern sein Leben bedrohte, bestrafte er gewalttätige Kapitäne mit dem Tode oder mit der Aussetzung. Endlich, nach unliebsamer Überwinterung, nach Enttäuschung und Schiffbruch, fand man im Süden Feuerlands eine Meeresstraße, hinter der sich das „Stille Meer" in unermeßlicher Weite dehnte.

Die nun folgenden 110 Tage forderten das Letzte von den Männern. Als nur noch fauliges Wasser und Leder den Proviant darstellten, sichteten sie Land — das heutige Guam. Am 16. März 1521 landeten sie auf den Philippinen; der Weg um die Welt war gelungen! Nur eines der Schiffe, nur 30 von 265 Mann erreichten am 7. September 1522 Spanien wieder. Magellan selbst konnte den Ruhm der Fahrt nicht mehr ernten — er wurde im Kampf mit Eingeborenen getötet —, führte aber eine neue geistige Epoche mit herauf. Während er das Bild der Erde bestimmte, arbeitete Kopernikus an seinem Weltsystem, stand Luther vor dem Reichstag zu Worms.



Karte von Amerika in der Ausgabe von 1550 der Kosmographie des Sebastian Münster

„Ich verkaufe zu meinem Preis!" verkündete er trotzig. „Einhundert Pfund pro Karat und keinen Penny weniger!"

Aber er hatte keine Gelegenheit mehr, diesen Willen in die Tat umzusetzen. Wilhelm Zeltmann wurde am nächsten Morgen erstochen in seiner Hütte aufgefunden. Der Diamant war verschwunden. Einige Tage später wurde der verwaiste Claim versteigert. Der Makler Parker überbot alle seine Konkurrenten.

Gold am Witwatersrand

Im gleichen Jahr, da am Vaalfluß in der Hütte eines eingeborenen Medizinmannes der „Star of South Africa" gegen eine Herde Vieh eingehandelt wurde, suchte Eduard Button, ein Farmerssohn aus Natal, am Olifantfluß nach Gold. Damit wurde für ihn ein Traum wahr, den er schon als Junge geträumt und dessen Verwirklichung er nicht dem Zufall überlassen hatte. Alle Veröffentlichungen über das Vorkommen von Gold in Südafrika hatte Eduard verschlungen. Er hatte Leopold von Buchs Hinweise studiert, der schon 1845 von Goldvorkommen in Südafrika geschrieben hatte. Die Mitteilungen Baines, der 1850 von Eingeborenen erfahren hatte, daß hinter den Zoutpansbergen im Norden Transvaals Gold zu finden sei, waren ihm ebenso bekannt wie die Hinweise eines gewissen Marais, der auf goldführende Quarzstufen im Norden des Landes aufmerksam gemacht hatte. Zuletzt endlich las er 1868 die schon um vieles genauere Veröffentlichung des deutschen Forschers Karl Mauch, der das siebzig englische Meilen nordöstlich von Lydenburg und nördlich vom Selatifluß gelegene Gebiet als ein ergiebiges Goldfeld bezeichnete.

Allerdings mußte sich Eduard Button lange gedulden, ehe sein Traum, auf die Goldsuche zu gehen, sich erfüllte. Die Mitteilungen über Goldvorkommen hatten die Burenregierung in Pretoria mehr beunruhigt als erfreut. Sie fürchtete, das Gold könnte den Appetit des britischen Reiches reizen und die Südafrikanische Republik die erst kürzlich errungene Unabhängigkeit kosten. Deshalb wurde das Suchen und Fördern von Gold bei schwerer Strafe verboten. Erst Ende der sechziger Jahre wurde dieses Verbot aufgehoben und, um die wirtschaftliche Entwicklung des Landes zu fördern, für das Auffinden gewinnbaren Goldes sogar eine Belohnung ausgesetzt.

Diese Belohnung veranlaßte Eduard Button um so mehr, seinen Traum in die Tat umzusetzen, ehe ihm andere zuvorkamen. Er begab sich nach Lydenburg, um an Selati und Olifant Gold zu suchen. Und eines Tages sah er am Olifant in einer Spalte des trockenen Flußufers einen hellen, rötlich-gelben Schimmer. Mit beiden Händen, von einer erwartungsvollen Erregung befallen, wühlte er im Sand, bis der Schimmer plötzlich in seinen Händen war: Er hatte feines, reines Gold gefunden.

Gold im Distrikt Lydenburg! Gold im Distrikt Zoutpansberg! Diese Nachricht brachte Tausende von Goldsuchern auf die Beine. Bald wimmelte es auf den Goldfeldern von Lydenburg und Spitskop von Menschen. Und noch weiter nach Norden rollten die Ochsenwagen der Digger, überquerten den Olifant, den mächtigen Nebenfluß des Limpopo, und verstreuten sich über die Goldfelder von Leydsdorp und Selati, von Molotolsi und Letuba, wandten sich nach Westen, nach Agatha, Haenertsburg und Smitsdorp. Im Tal des Mac-Mac-Rivers und des Pilgrims-Creek begann man 1873 mit der Ausbeutung des Alluvialbodens und fand dabei allein im Lauf des Pilgrims-Creek in wenigen Jahren Gold im Werte von vier Millionen Mark. Zur gleichen Zeit etwa entdeckte man Gold im Komasi-Distrikt und 1875 auch an den Ufern des in den Krokodilfluß mündenden Flüßchens Kaap.

Gold, Gold, überall Gold! Dieses Land schien unerschöpflich zu sein an Schätzen. Und es war nicht abzusehen, wo überall noch Gold darauf wartete, aufgehoben zu werden! Im englischen Gouverneurssitz zu Kapstadt am Fuße des Tafelberges und im Londoner Kolonialministerium blickte man jetzt immer häufiger begehrlich nach Transvaal, denn immer wieder trafen neue Meldungen über Goldfunde ein. Endlich, im April des Jahres 1877, hielt man die Stunde für gekommen. Die Transvaal-Buren, durch einen erfolglosen Kriegszug gegen den Bapedifürsten Sekukuni geschwächt sowie durch endlosen Parteihader und Präsidentschaftshändel uneins und zerstritten, würden einer massiven Aktion kaum Widerstand entgegensetzen können. Ein gewisser Mr. Theophilus Shepstone, ein ausgezeichneter Kenner von Land und Leuten, wurde als Spezialkommissar nach Pretoria geschickt, um Transvaal die wohlwollende Unterstützung des Königreichs anzubieten. Wenige Tage nach Mr. Shepstones Ankunft flatterte über Pretoria der Union Jack, proklamierte Shepstone Transvaal als englisches Territorium, ging das Land zwischen Vaal und Limpopo ohne einen Schuß, nur durch einen Federstrich in das britische Weltreich ein. Der Burenpräsident Burgers, der der Form halber eine lahme Protestresolution verfaßte, die er von Mr. Shepstone redigieren ließ, erhielt vom 12. April ab eine jährliche Pension von 500 Pfund Sterling. Mr. Shepstone hatte also ganze Arbeit geleistet.

Great Britain konnte sich dieses Besitzes jedoch nicht lange freuen. Die so plötzlich wieder unter englische Herrschaft geratenen Transvaal-Buren, die nicht einsahen, warum das, was sie haben konnten, England gehören sollte, vergaßen ihre Zwistigkeiten und griffen zu den Waffen. Schon im März 1881 sah sich England gezwungen, einen Waffenstillstand einzugehen, wenn es nicht die Gefahr einer Erhebung aller südafrikanischen Buren heraufbeschwören wollte. Am 3. August 1881 schließlich mußte der britische Löwe mit der Pretoria-Konvention die Selbständigkeit Transvaals wieder anerkennen. Er tat es zornbebend und nicht ohne verschiedene Klauseln durchzusetzen, die ihm das Recht der Einmischung in innerstaatliche Vorgänge ermöglichen sollten.

Während all dieser Verwicklungen war die Goldsuche in den Hintergrund getreten. Aber die Goldgewinnung hatte auch aus anderen Gründen einen Rückschlag erlitten. Nur wenige Digger fanden wirklich anhaltend reiche Goldablagerungen vor. Viele verließen die Goldfelder und traten enttäuscht den Heimweg an.

Erst 1886, als das sogenannte Sheba-Reef entdeckt wurde und man auch an mehreren anderen Orten neue reiche Goldvorkommen fand, trat ein neuer Aufschwung ein. Wie rund zwanzig Jahre zuvor das Diamantenfieber Tausende nach dem Vaalfluß getrieben hatte, so lockte jetzt der Goldrausch aus allen Teilen der Welt Digger und Spekulanten auf die Goldfelder Transvaals. Neue Siedlungen schossen wie Pilze aus der Erde. Von heute zu morgen wuchs die Stadt Barberton am Rande der Kaap-Goldfelder aus dem Boden, entstanden große Hotels, Klubs, zwei Börsen, vier Banken und zahllose Kaufläden. Bergbaugesellschaften wurden gegründet. Schwindel und Spekulation blühten.

Aber auch dieser Aufschwung endete jäh mit einer großen Enttäuschung. Der vielfach von unkundigen Leuten betriebene Bergbau brachte nicht die erwarteten Erfolge. Bei ungünstigen Lagerungsverhältnissen gerieten die Bergwerksgesellschaften durch großen Aufwand von Mitteln in Geldnot. Der Transport bereitete Schwierigkeiten. Die Lebensmittelpreise stiegen unaufhörlich. Das Klima beeinträchtigte die Leistungsfähigkeit der Menschen. Bald geriet der Betrieb ins Stocken. In kurzer Zeit ging die Bevölkerung Barbertons um die Hälfte zurück. Die Stadt verfiel. Öde Plätze, zerfallene Häuser und Mauerreste fand man nach einigen Jahren dort, wo einmal in großen Hotels und Kaufläden emsiges Leben geherrscht hatte.

Mitten hinein in dieses Abflauen der Goldgewinnung leuchtete plötzlich ein heller Hoffnungsschein. Er kam aus dem Südwesten des Landes, vom Witwatersrand. Dort hatten im März des Jahres 1885 die Brüder N. W. und F. P. J. Struben auf der

Fortsetzung Seite 18

Biologisch pflegen

heißt Forschungsergebnisse aus der lebenden Natur anwenden. Die Zähne leben, nichts liegt näher, als sie auf biologischer Grundlage zu pflegen.

Biox-Ultra, die schäumende Zahnpaste mit ihren sauerstoffhaltigen Wirkstoffen erfüllt diese Forderung

VEB
ELBE
Chemie

DAS VITAMIN-HAARPFLEGEMITTEL

KARMASIN

MIT VITAMIN B 5 UND PP

VEB (K) KARMA Kosmetik LEIPZIG

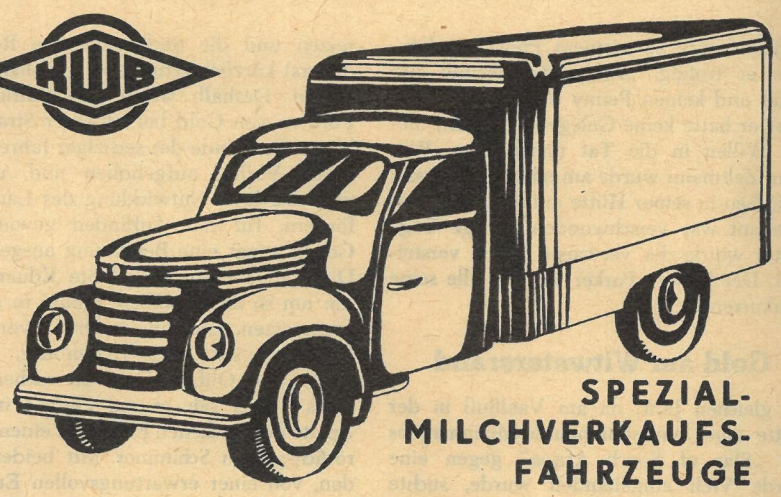
FLASCHE
(kobaltblau)
DM 4,50

Charlotte Meentzen

KRÄUTER-VITAL-
KOSMETIK

SEIT 1930
IN DER
NATÜRLICHEN
HAUTPFLEGE
FÜHREND

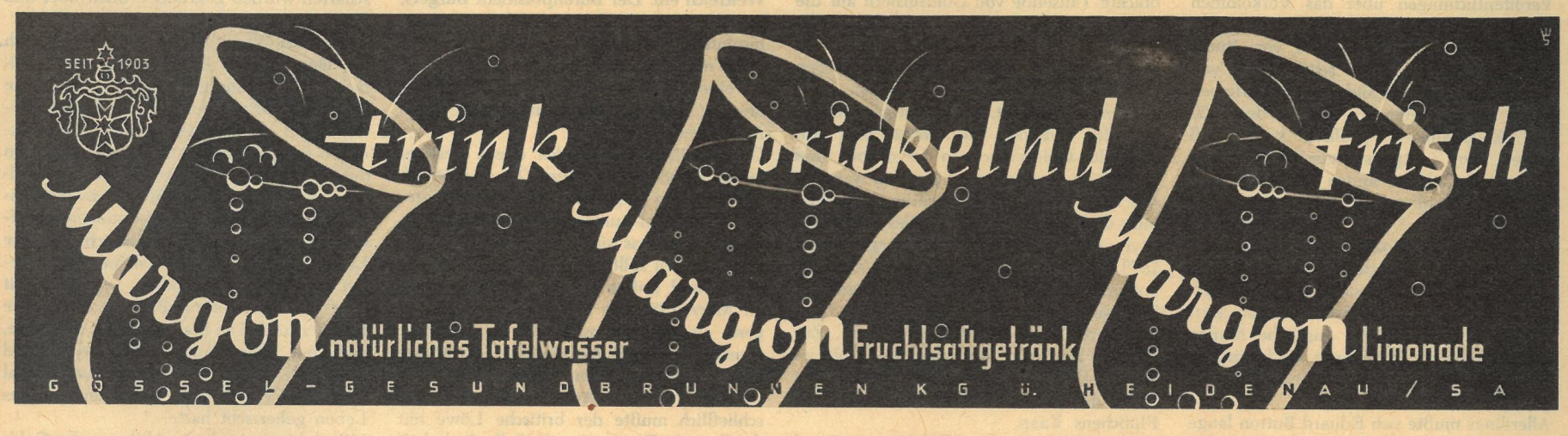
KWB



SPEZIAL-
MILCHVERKAUFS-
FAHRZEUGE

und andere Aufbauten werden angefertigt im

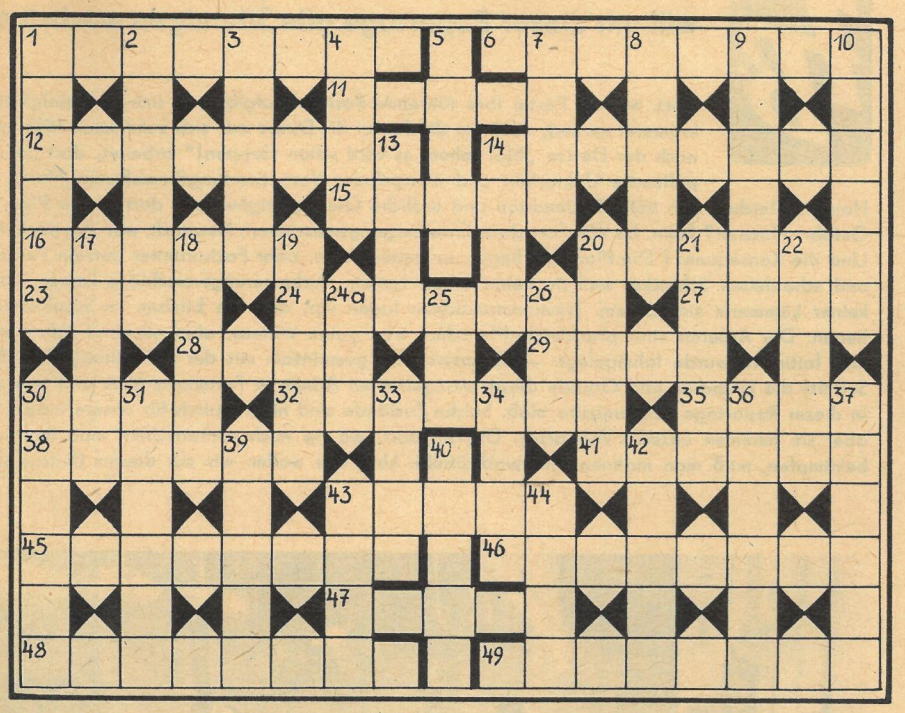
VEB (K) KAROSSERIEWERK BAALBERGE



DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM

Rudolf Röhrer (Chefredakteur), Kurt Stephan (stellvertretender Chefredakteur), Lena Smolny, Bruno Goldhammer, Eberhard Kottwitz, Günther Zumpe (Verlagsleiter)

△ 381 Redaktion und Verlag „Zeit im Bild", Dresden A 19, Bergmannstr. 46 · Ruf 34115 · Bankkonto: Deutsche Notenbank, Dresden 9/1862 · Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der Regierung der DDR · Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23 · Anzeigenverwaltung DEWAG-WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953 · „Zeit im Bild" erscheint alle 10 Tage, Preis 30 Pf, Abonnementspreis monatlich 90 Pf



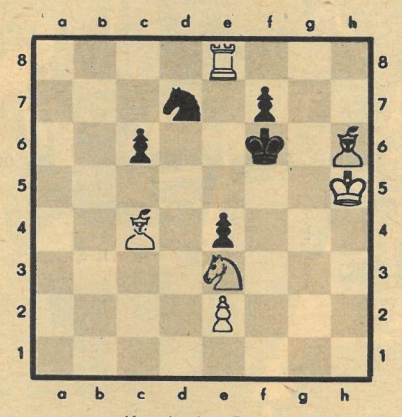
Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. sowjetische Jugendorganisation, 6. Nebenfluß des Jenissei, 11. Postsendung, 12. leichte Fußbekleidung, 14. Nebenfluß des Dnepr, 15. deutscher Komponist (1873—1916), 16. leichtes Gewebe, 20. Fluß in Unteritalien, 23. Unterhaltungsstätte, 24. Sehhilfe, 27. Gleichklang, 28. Heringsfisch, 29. Aussprachezeichen, 30. Nebenfluß der Seine, 32. Heilpflanze, 35. Held aus Artus Tafelrunde, 38. Insekt, 41. Feuerwerkskörper, 43. Stadt an der Wjatka (Sowjetunion), 45. Autonome Sowjetrepublik, 46. Frühlingsblume, 47. Provinz und Stadt in Belgien, 48. Turngerät, 49. Landschaft in Vorderindien.

Senkrecht: 1. Berg im Kaukasus, 2. metallischer Grundstoff, 3. Giraffenart mit kurzem Hals, 4. Spielkartenblatt, 5. Turnabteilung, 7. Gewässerrand, 8. sagenhaftes Flügeltier, 9. Gliedertier, 10. Mediziner, 13. Edelgas, 14. Spaltwerkzeug, 17. Titelgestalt eines Jugendbuches von A. P. Gaidar, 18. Nebenfluß des Rheins, 19. Blume, Gewürz, 20. altes Volk in Mittelitalien, 21. Pionierlager auf der Krim, 22. Gebiet der Volksrepublik China, 24a. Gebirge auf Kreta, 25. Segeltau, 26. Fisch, 30. Hafenstadt in Marokko, 31. Stadt am Rhein, 33. deutscher Fluß, 34. französische Großstadt, 36. Erfinder der Schiffsschraube, 37. Sportart, 39. Desinfektionsmittel, 40. kleine Gewichtseinheit, 42. Bekleidung, 43. Sportboot, 44. Handelsgut.

SCHACH

Paul Puchalla
Leipziger Volkszeitung 1926



Matt in drei Zügen

Bobby Fischer als Angriffsspieler

Weiß: Fischer — Spanisch — Mar la Plata 1959 — Schwarz: Shocron

1. e4 e5 2. Sf3 Sc6 3. Lb5 a6 4. La4 Sf6 5. 0-0 Le7 6. Te1 b5 7. Lb3 d6 8. c3 0-0 9. h3 Sa5 10. Lc2 c5 11. d4 Dc7 12. Sbd2 Ld7 13. Sf1 Tfe8 14. Se3 g6 15. d×e5 d×e5 16. Sh2 Tad8 17. Df3 Le6 18. Shg4 S×g4 19. h×g4 Dc6? (Es sollte besser Sc4 geschehen. Durch den Textzug erhält Weiß die Initiative.) **20. g5!** (Der Bauer darf nicht genommen werden: L×g5 21. Sd5.) **Sc4 21. Sg4 L×g4 22. D×g4 Sb6 23. g3 c4 24. Kg2 Sd7 25. Th1 Sf8** (Schwarz hat den Springer zur Sicherung des Königsflügels herangeholt, Weiß verlagert überraschend den Angriff auf den Damenflügel.) **26. b4!** (Abermals ein Opferangebot, wenn c×b3 e. p., so 27. L×b3 D×c3 28. Le3, und Weiß beherrscht das Brett.) **De6 27. De2 a5 28. b×a5 Da6 29. Le3 D×a5 30. a4! Ta8** (Auf D×c3 31. a×b5 ist der weiße Freibauer gefährlicher als der schwarze.) **31. a×b5 D×b5** (Gibt Schwarz die Dame für die Türme, verfügt Weiß nach D×c4 über zwei verbundene Freibauern.) **32. Thb1!** (Fischer hat ein Manöver entdeckt, das ihm die a-Linie erobert.) **Dc6 33. Tb6 Dc7 34. Tba6 T×a6 35. T×a6 Tc8 36. Dg4 Se6** (Mit diesem Zug erhält Weiß, bildlich gesprochen, das Stichwort zum Schlußangriff. Schwarz hat es nun auf jeden Fall schwer.) **37. La4! Tb8 38. Tc6 Dd8 39. T×e6 Dc8** (Daß die Annahme des Qualitätsopfers verliert, ist leicht zu sehen.) **40. Ld7!!** (Auf seinen letzten Zug hatte sich Schwarz allzusehr verlassen, so trifft ihn der Gegenstoß nicht nur überraschend, sondern auch tödlich. Er gibt auf. Auf D×d7 würde T×g6† folgen, ansonsten behauptet Weiß die Figur.) Aus „Deutsche Schachzeitung".

Lösung zu Nummer 22. W. Hagemann (2er): 1. Tf1! droht Sf6 matt. Thema: Halbfeßlung mit reichlichen Verteidigungen. Auch die Darstellung ist lobenswert.

RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 23

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Deneb, 4. Arzt, 7. Tank, 10. Rate, 11. Isar, 12. Largo, 15. Lenz, 16. Bora, 17. Lametta, 19. Ines, 20. Isola, 23. Rabe, 25. Felton, 28. Honan, 30. Stern, 32. Keule, 35. Rho, 37. Tee, 38. Ger, 40. Rat, 41. Nonne, 43. Duero, 45. Inder, 47. Insekt, 50. Aera, 52. Anita, 54. Egon, 55. Admiral, 59. Toga, 60. Tabu, 62. Alane, 63. Arno, 64. Ober, 65. Kola, 66. Nabe, 67. Siena. — Senkrecht: 1. Dill, 2. Norm, 3. Brot, 4. Atlas, 5. Ree, 6. Tizian, 7. Taberne, 8. Arosa, 9. Krake, 13. Aare, 14. Gent, 18. Tinte, 21. Ohr, 22. Longe, 24. Bola, 25. Farn, 26. Leon, 27. Osten, 29. Akron, 31. Eeden, 33. Urne, 34. Etat, 36. Hose, 39. E'Riad, 42. Niagara, 44. Uri, 46. Danton, 48. Seil, 49. Kran, 50. Artek, 51. Regal, 53. Taube, 56. Mars, 57. Rage, 58. Lena, 61. Bob.

Silbenrätsel. 1. Donizetti, 2. Ulster, 3. Wiesel, 4. Iridium, 5. Ranunkel, 6. Stalaktit, 7. Teleskop, 8. Sessel, 9. Orden, 10. Voute, 11. Immortelle, 12. Elektra, 13. Lehre, 14. Markise, 15. Etappe, 16. Hurrikan, 17. Robbe, 18. Ideal, 19. Meisterbauer, 20. Literat, 21. Emerit, 22. Bassin, 23. Euterpe. — „Du wirst so viel mehr im Leben sein, als du mehr arbeitest!"

Kostenlose herrliche Urlaubstage in der CSR

Wer wünscht sich wohl nicht dieses Erlebnis? Deshalb, Fotofreunde, aufgepaßt! Sie haben diese Möglichkeit, wenn Sie den ersten Preis oder die zweiten Preise unseres Wettbewerbes gewinnen!

Pilsner Urquell

ein Begriff, den alle Freunde und Kenner dieses köstlichen Nasses zu schätzen wissen. In diesem Jahr feiert die Pilsner Brauerei nicht nur das 100jährige Bestehen ihrer bekannten Schutzmarke, sondern auch ihre 100jährige unerreichte Spitzenstellung. Für die Freunde des beliebten echten „Pilsner Urquells" in aller Welt veranstaltet deshalb die Brauerei einen großen

FOTOWETTBEWERB

Unter der Devise „Pilsner Urquell, das Bier der Kenner" werden gut gelungene Fotografien (schwarzweiß oder farbig) gesucht, die in einem Zusammenhang zu diesem Thema stehen. Die Aufnahmen können Szenen aus dem Alltag sowie auch Stilleben darstellen. Bedingung ist lediglich, daß der charakteristische Schriftzug „Pilsner Urquell" deutlich auf der Aufnahme erscheint. Das Mindestformat soll 18×24 cm betragen. — Einsendeschluß ist der 15. Oktober 1959

Was können Sie gewinnen

1. Preis: Ein 14tägiger Aufenthalt in der CSR einschließlich Reisekosten
Zwei 2. Preise: Je ein einwöchiger Aufenthalt in der CSR einschließlich Reisekosten
Zwei 3. Preise: Je eine Schmalfilmkamera „Admira", 16 mm
4. bis 50. Preis: Je ein Karton „Pilsner Urquell" (24 Flaschen) mit 6 Gläsern
51. bis 100. Preis: Je ein Diplom

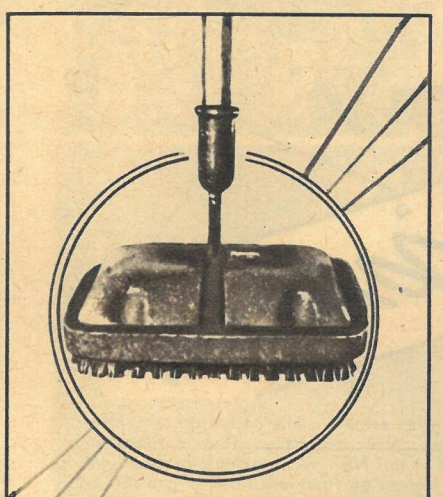
Bitte beachten Sie noch folgende Hinweise:
Die Einsendungen sind mit dem Vermerk „Wettbewerb" an folgende Anschrift zu richten:

Plzenské pivovary, n. p. „Pilsner Urquell", Plzen, CSR

Die Fotografien versehen Sie bitte mit Namen und Anschrift und fügen der Sendung zwei adressierte Briefumschläge bei. Die Auswertung erfolgt durch eine internationale Jury. Die Gewinner werden am 15. November 1959 in Pilsen bekanntgegeben und persönlich benachrichtigt. Die Verlagsrechte der prämiierten Fotos gehen auf die Brauerei „Pilsner Urquell" über

Glanzrein auch Ihre Möbelpflege

Chemische Fabrik Wüstenbrand Fiedler & Co.
Zur Leipziger Messe: DRESDNER HOF, IV. Stock, Stand 426



Mit einer Bohnerbürste von

Konsum-Bürstenfabrik Stützengrün
VEB Bürstenfabrik Schönheide
VEB Bürstenfabrik Spremberg

spiegelblank bequemer und schneller

Erhältlich in allen einschlägigen Einzelhandelsgeschäften

Welchen Reißverschluß trägt man denn heute?

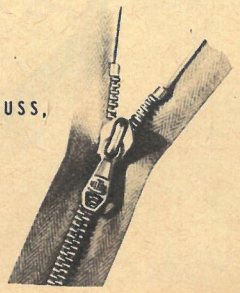
Königin Mode zeigt die neue Linie: jetzt trägt man den eleganten farbigen Reißverschluß mit Chic - den farbenfrohen Ultra-Elektrocolor aus Leichtmetall!

Er ist eine Zierde für jedes Kleidungsstück, betont fein abgestimmt die farbige Wirkung, läßt sich leicht einarbeiten, macht jede Wäsche mit und kann gebügelt werden, denn dieser haltbare moderne Reißverschluß, den es in 20 Farben gibt, ist hitzebeständig!

Bitte, verlangen Sie als Reißverschluß für Ihre schönsten Kleidungsstücke ausdrücklich den bewährten

ULTRA ELEKTROCOLOR AUS LEICHTMETALL

DER FARBIGE REISSVERSCHLUSS, AUF DEN MAN SICH VERLASSEN KANN!



Im Sprühverfahren hergestellte Trockenvollmilch: Babysan

VEB DAUERMILCHWERK · STENDAL

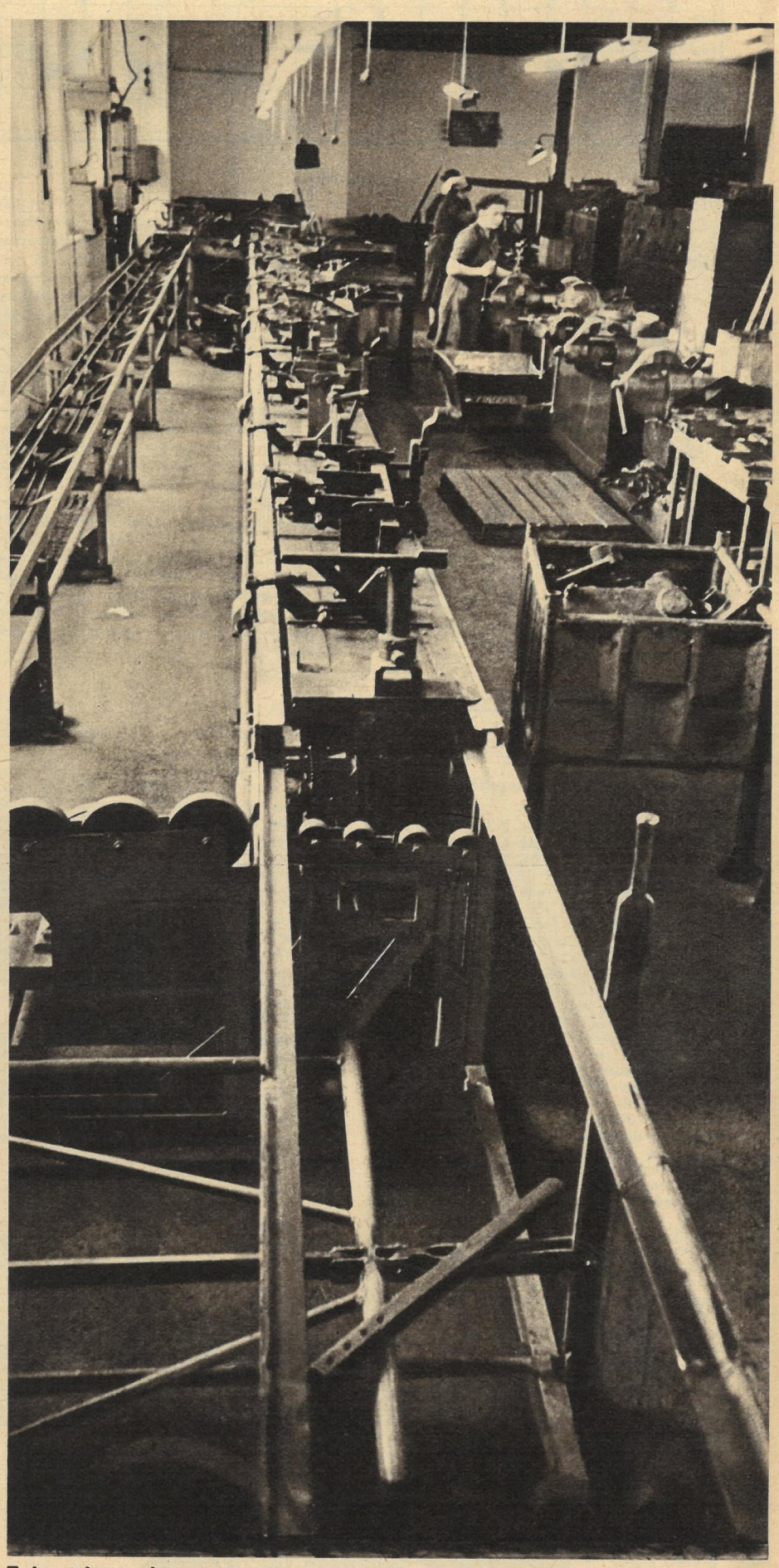
Ein Star privat

Wer jetzt vielleicht glaubt, mehr über jenen „Constantin" zu erfahren, wird enttäuscht sein, denn Constantin spielt im Leben der jungen sympathischen Schlagersängerin Helga Brauer nur insofern eine Rolle, als sie mit ihm bekannt wurde. Also doch ein Mann? Nein, sondern der Erfolgsschlager Nummer 1 dieser Leipzigerin. Helga Brauer kann über Mangel an Verehrern nicht klagen. Bis zu 6000 Briefe und Karten monatlich, die nicht immer nur Autogrammwünsche enthalten, sind bei erst zweijähriger Funk- und anderthalbjähriger Schallplattentätigkeit gewiß keine Kleinigkeit. Wer aber in so kurzer Zeit schon etwa 60 Titel „produziert" hat, wird eben bekannt, so daß kaum Zeit für die Lieblingsbeschäftigungen, Kochen und Sport, bleibt. Veranstaltungen, Funk- und Schallplattenaufnahmen jagen einander, und Helga Brauer in ihrer Wohnung anzutreffen ist eine Seltenheit. Wir erhoffen uns noch viele schöne Titel von Helga, und ihr persönlich wünschen wir — gemeinsam mit dem Tanzorchester des Berliner Rundfunks — auf ihrer am 5. September beginnenden Tournee durch sowjetische Schwarzmeerbäder viel Erfolg!

Fotos E. Buschmann / Text B. Liebscher

ZB will mit dieser Reportage alle Säumigen wachrütteln.

Dort, wo die Partei ihre führende Position aufgibt und sich in Kleinigkeitskrämerei verliert, dort, wo die Partei die Dinge auf sich zukommen läßt und nach der Devise „Mal sehen, es wird schon klappen!" arbeitet, dort gehen politische Unklarheit und mangelndes Verantwortungsbewußtsein Hand in Hand, schleichen sich übler Schlendrian und tödliche Gleichgültigkeit ein, dort ist der Plan in Gefahr. Phrasen? Nein. Im VEB Fortschritt-Erntebergungsmaschinen, Neustadt, war das der Fall. Und die Konsequenz? Die Planziele liegen in weiter Ferne, aber Facharbeiter putzten Fenster und schaufelten Schlacke, weil sie keine Arbeit hatten. Verbesserungsvorschläge kamen, aber keiner kümmerte sich darum. Neukonstruktionen lagen vor, aber sie blieben im Schubkasten liegen. Die Arbeiter sind prachtvolle Menschen und guten Willens, aber niemand führte sie, ihre Initiative wurde lahmgelegt. — ZB untersuchte gemeinsam mit der Kreisleitung der SED Sebnitz die Ursachen und Gründe dieser mangelhaften Arbeit im Fortschritt-Werk und legt sie in dieser Reportage schonungslos bloß. Solche Zustände sind nicht typisch für unsere Industrie, aber sie hemmen unseren Vormarsch. Überall dort, wo sie noch vorherrschen, muß man sie bekämpfen, muß man mahnen und wachrütteln. Und das wollen wir mit diesem Beitrag tun

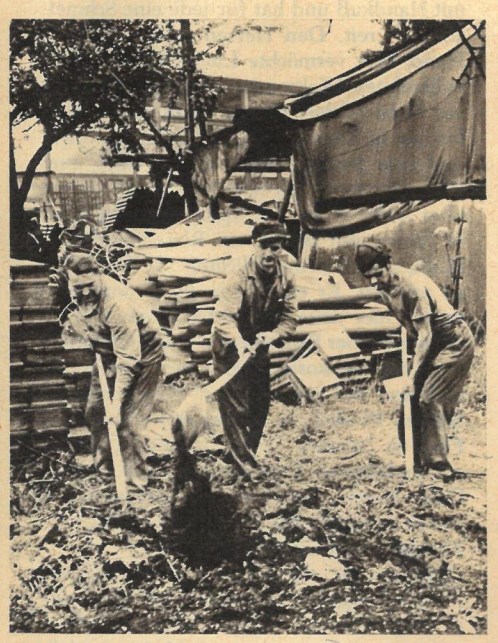


Takt nicht intakt. 80 Mähbalken verließen bei Handfertigung täglich das Werk. Eine Taktstraße wurde aufgebaut, um die Produktion zu steigern. Doch oft liegt die Straße tagelang still. Wird daran gearbeitet, beträgt der Ausstoß selten mehr als 70 Stück. „Die Materialbereitstellung durch die Zulieferbetriebe klappt nicht", erklärte die Arbeiterin Helmich, ein Mitglied der Parteileitung. Doch das kann nicht die einzige Ursache sein. Hier liegt der Fehler offensichtlich in der Betriebsorganisation. Man gab sich mit den angeführten Schwierigkeiten zufrieden. So wurde beispielsweise noch nicht gründlich untersucht, ob rund 360 (!) Kooperationsbetriebe nicht doch zuviel sind. „Die Parteiorganisation unseres Betriebes stellt nicht die führende Kraft dar", sagte der Monteur Genosse Herzog in einer Parteiversammlung. „Noch zuoft wird geduldet, daß unser Arbeitswille durch administrative und leichtfertige Maßnahmen gehemmt wird. Unsere Parteileitung sollte sich mehr von den Worten leiten lassen: ‚Es geht nicht! sagten kluge Leute — es wird und muß, sagt die Partei!'"

Bildbericht von Eberhard Buschmann, Dieter Scheffler und Eberhard Kottwitz

– Organisiert die Planerfüllung! Schenkt der Republik 80 Prozent zum Geburtstag!

Den Staat belogen hat die Betriebsleitung vom VEB „Fortschritt" in Neustadt. „Der Plan wurde für das erste Halbjahr 1959 mit 100,8 Prozent erfüllt", verkündete sie mit geschwellter Brust. Tatsache ist aber, daß am 30. Juni 205 Mähhäcksler fehlten. Anfang April sollte die Produktion anlaufen, aber bis Ende Mai hatte nicht ein einziger die Endmontage verlassen. Da helfen alle Ausflüchte – daß ja wertmäßig entsprechend mehr Räum- und Sammelpressen produziert wurden – nichts. Unser Foto demonstriert den lächerlichen Versuch, mit dieser Maschine Mais ernten zu wollen. Die Parteileitung des Fortschritt-Werkes nahm diesen Planverstoß hin und stellte sich sogar auf eine Stufe mit jenen Schwätzern, die von erfüllten Plänen redeten. Die Parteiorganisation ließ sich in Diskussionen über „objektive" Schwierigkeiten ein und unterließ es, die wirklichen Ursachen aufzudecken. Einer der größten Mängel bestand in der ungenügenden Koordinierung der Arbeit der Konstruktion und Produktion. Die Einführung eines Hauptfristenplanes (oben rechts), in dem festgelegt ist, in welcher Zeit die Maschinen die einzelnen Abteilungen bis zur Endmontage durchlaufen müssen, soll jetzt dazu beitragen, die Rückstände in der Produktion aufzuholen. Der Nachhang bei Mähhäckslern ist ganz erheblich. Gerade diese Maschine aber ist eine der wichtigsten Positionen der Fortschritt-Produktion. Und mag es noch so hart klingen: Bei einem solchen Stand von hundertprozentiger Planerfüllung zu reden, ist Schönfärberei. Oder was würden die Landmaschinenbauer sagen, wenn sie als Genossenschaftsbauern vergeblich auf Maschinen warten müßten, deren Einsatz bereits für diese Saison eingeplant ist? Sicherlich würde ihr Vertrauen zur Landmaschinenindustrie einen Knacks bekommen, denn sie fühlten sich veralbert. Damit ist aber dem Bündnis der Arbeiterklasse mit unseren werktätigen Bauern ein schlechter Dienst erwiesen



Illegale Arbeitslose gab es bei Fortschritt wochenlang. Diese drei Maschinenschlosser aus der Endmontagehalle der Mähhäcksler waren zu Planierungsarbeiten eingesetzt, andere kehrten den Hof und putzten Fenster. Der Lohnaufwand schnellte ohne produktives Ergebnis in die Höhe. Diese Mißstände wurden zwar beseitigt, aber trotzdem ist noch nicht alles in Ordnung. Ab 16. Juli sollten täglich 13 Mähhäcksler die Halle verlassen, am 20. Juli betrug der Rückstand bereits 11 Maschinen. „Die Vorfertigung schafft höchstens 12 je Tag, mehr sind nicht eingeplant", meinte Kollege Friese. Existieren etwa zwei Pläne?

Den Anschluß verpaßt hatte die Parteiorganisation. So charakterisierte der Schlosser Paul Müller die Situation: „Die Partei machte von ihrer Kontrollpflicht keinen Gebrauch und orientierte sich nicht auf die termin- und sortimentsgerechte Planerfüllung. Nicht jeder Genosse fühlte sich verantwortlich für alles, was im Werk geschah. Vor allem gibt es noch Unklarheiten über das Verhältnis Arbeiterklasse–Intelligenz und über die Bündnispolitik mit den werktätigen Bauern. Aber wir haben eine Wende in der Arbeit vollzogen. Jetzt besteht auch ein Kampfstab aus Arbeitern, der täglich die Produktion kontrolliert."

Ohne Schulden

zum Geburtstag

Lästige Störenfriede

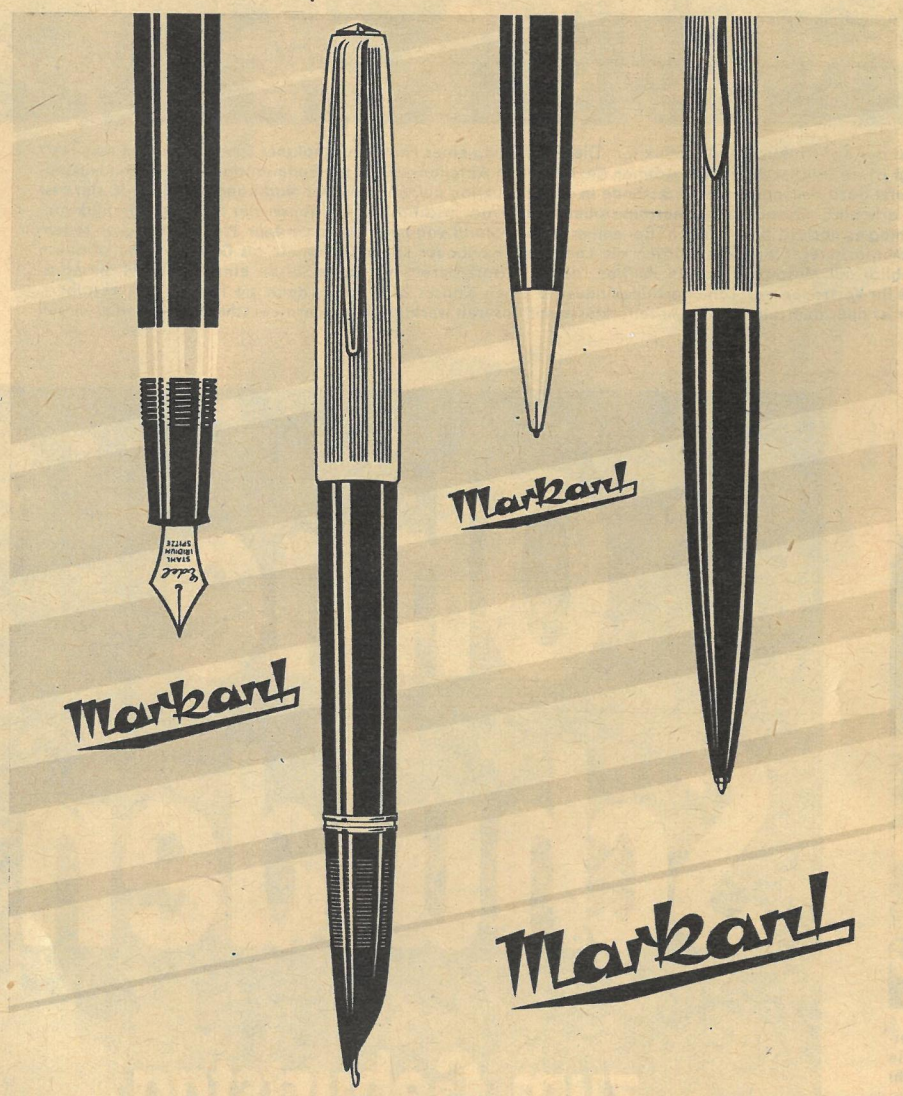
Nehmen die Fliegen überhand, ist es mit der wohlverdienten Ruhe vorbei. Dann nützen auch die Fliegenklappe oder ein im Zorn ergriffenes Handtuch ebensowenig wie der unhygienische Fliegenfänger.
Dabei ist es so einfach, dem widerspenstigen Ungeziefer den Garaus zu machen. Die moderne Chemie entwickelte rasch, radikal und zuverlässig wirkende Vertilgungsmittel. Fast ohne Geruch, sind sie hygienisch einwandfrei und in der Wirkung sehr nachhaltig. Als zeitnah lebende Menschen greifen wir deshalb zu:

- Mux, Dimuxan und Duolit-Hex zum Versprühen
- Fliol-Fliegentellern und Fliegenkugeln
- Emotox-Weißtünche zum Ausmalen

Erhältlich in allen Drogerien und staatlichen Kreiskontoren für landwirtschaftlichen Bedarf

VEB FARBENFABRIK WOLFEN
VEB FETTCHEMIE KARL-MARX-STADT

IN JEDE HAND . . .



VEB (K) SCHREIBGERÄTEWERK MARKANT
SINGWITZ (KREIS BAUTZEN)

Bitte besuchen Sie uns während der Leipziger Herbstmesse in STENTZLERS HOF, V. Stock

Fortsetzung von Seite 13

Farm Wilgespruit und an mehreren anderen Stellen Konglomeratflöze gefunden, die Gold in anscheinend riesigen Mengen bargen. Diese Vorkommen erwiesen sich tatsächlich gegenüber allen bisher entdeckten als weit ergiebiger. Bereits am 18. Juli 1886 erklärte die Regierung von Transvaal die Farmen Roodepoort, Vogelstruisfontein, Paardekraal, Langlaagte, Turffontein, Randjeslaagte, Doornfontein, Elandsfontein und Driefontein zu öffentlichen Goldfeldern.

Längs des Witwatersrandes folgte nun Entdeckung auf Entdeckung. Wenig später fand man auch weiter südlich bei Klerksdorp und bei Potchefstroom goldhaltige Konglomerate.

Und wieder lockte der Glanz des Goldes Scharen von Menschen an. Längs des Witwatersrandes wuchsen neue Ansiedlungen aus dem Boden. Im Gebiet der Farmen Randjeslaagte, Turffontein und Doornfontein entstand die Stadt Johannesburg. Zunächst wurde hier die Farm Randjeslaagte parzelliert. Grundstücke von etwa 490 bis 500 Quadratmeter Größe wurden zu Preisen von wenigen bis zu 4000 Goldmark auf 90 Jahre meistbietend verpachtet. Die Regierung erzielte aus 1800 Grundstücken eine Million Mark. Wenige Jahre später schon brachten einzelne dieser Grundstücke Preise von 80 000 bis 140 000 Mark!

Im Gegensatz zu den früheren Goldfeldern, wo das vielfach offen zutage liegende kostbare Erz eine Goldsuche in des Wortes eigentlicher Bedeutung gestattete, begann am Witwatersrand bei Klerksdorp und Potchefstroom erstmals die systematische Goldgewinnung im Bergbaubetrieb. Diese Vorkommen waren für den einfachen Digger nicht der geeignete Boden. Das Gold war so fein im Gestein verteilt, daß es auch bei dem reichsten Vorkommen nur in Fünkchen wahrgenommen werden konnte. Hinzu kam noch, daß die Konglomeratflöze tiefer lagen und nicht so leicht erschlossen werden konnten. Abbau und Aufbereitung dieses Goldes erforderten einen regelrechten Bergbaubetrieb. Das aber ging über das Vermögen des einfachen Goldgräbers, und so kam es, daß hier die Goldgewinnung von Anfang an in den Händen von Gesellschaften — vorwiegend englischen — lag.

Von Jahr zu Jahr stieg nun die Goldausbeute. Von Jahr zu Jahr schnellten die Gewinne der Gesellschaften empor, wuchsen die Dividenden der Aktionäre, denn dank der billigen eingeborenen Arbeitskräfte und der ständig vervollkommneten technischen Einrichtungen konnten die Gestehungskosten gesenkt, die Förderung aber erhöht werden. Hier ein Auszug aus der Statistik der ersten Jahre des Goldrausches: 1893 wurden gegenüber 1892 22,4 Prozent mehr Gold gewonnen und 39,2 Prozent mehr an Dividenden ausgeschüttet. 1895 stieg die Förderung gar um 54 Prozent, während die Dividenden sich verdoppelten. Von 1884 bis 1894 produzierte Transvaal 7¼ Millionen Unzen Gold im Werte von 508 Millionen Mark. Allein 1897 aber wurden für 233 Millionen Mark und 1898 für rund 341,5 Millionen Mark Gold in Transvaal gefördert, und in der Zeit von 1894 bis 1898 betrug der Wert der Golderzeugung mehr als 913 Millionen Mark. Die Südafrikanische Republik stand damit unbestritten an der Spitze aller goldproduzierenden Länder der Welt. In die Tresore der Goldbergwerksgesellschaften und in die Kassen der Aktionäre flossen immer größere Gewinne. Gewinne, die die rechtmäßigen Besitzer des Landes in kilometertiefen Schächten zu billigen Löhnen mit ihrer Kraft und ihrem Schweiß erzeugten: 1897 arbeiteten im Transvaaler Goldbergbau unter der Leitung von 9530 weißen Ingenieuren, Technikern und Aufsehern 69 127 eingeborene Bergleute. Aber trotz ihrer Gewinne waren die Herren des Goldes noch unzufrieden. Der Burenstaat weigerte sich beharrlich, den an den Witwatersrand geströmten Ausländern, unter denen die Briten überwogen, die Staatsbürgerschaft der Südafrikanischen Republik zuzuerkennen. Damit blieben die „Uitlanders" von der Teilnahme am politischen Leben, vor allem von der Teilnahme an den Wahlen zu den gesetzgebenden Körperschaften und der Möglichkeit, eigene Vertreter mit Sitz und Stimme in die Leitung des Staates zu entsenden, ausgeschlossen. Die Regierung in Pretoria fürchtete, mit der Förderung des Einflusses der im Lande lebenden Engländer die Unabhängigkeit aufs Spiel zu setzen. Sie dachte natürlich auch gar nicht daran, die ihr aus dem Goldbergbau zufließenden Einnahmen durch unbesonnene Schritte oder Zugeständnisse zu gefährden. Wenn diese Einnahmen gegenüber den Gewinnen der Goldgesellschaften auch minimal waren — 1897 rund 10 Millionen Mark gegenüber einem Goldgewinn von 233 Millionen —, so lieferten sie doch einen willkommenen Zuschuß für die infolge innerer Uneinigkeit und Kämpfen mit eingeborenen Stämmen nicht glänzend dastehende Staatskasse.

Die Herren des Goldes am Witwatersrand und in der mächtig aufblühenden Metropole des Goldbergbaues, Johannesburg, dachten jedoch nicht daran, sich dem Willen der Burenregierung in Pretoria zu fügen.

Der Mann, der Cecil Rhodes war

Vor dem neuen, prächtig geschmückten und in vollem Lichterglanz strahlenden Gebäude der Chamber of Mines zu Johannesburg herrschte am Abend des 20. November 1895 ein abwechslungsreiches, buntes Treiben. Protzige Privatequipagen und einfachere Mietdroschken rollten in ununterbrochener Folge vor das Portal und entließen ihre Insassen in die lichtüberfluteten Säle und Treppenaufgänge des Gebäudes.

Die Größen der Goldgesellschaften vom Witwatersrand, von Klerksdorp und Potchefstroom versammeln sich, um das neue Gebäude der Chamber of Mines, der Kammer für Bergbau, mit einem glänzenden Fest einzuweihen. Der mächtige, prunkvolle Bau und die kostbaren Garderoben der Gäste stellen den hier zusammengeströmten Reichtum prahlerisch zur Schau. In eleganten Abendkleidern, im Schmuck blitzender Diamanten und leuchtenden Goldes bewegen sich die Damen durch die Räume. Die Herren in seriöser Abendtoilette dagegen verraten ihren Reichtum unauffälliger. Aber wenn man an ihren Händen Brillanten schimmern und auf den Westen schwere goldene Uhrketten sieht, wenn man ihre kalt-bedeutungsvollen Mienen studiert oder sie im Gespräch beobachtet, dann ahnt man, daß diese Männer eine Fülle von Reichtum und Macht in ihren Händen halten.

Ein schlanker, elegant gekleideter Herr mittleren Alters, mit blassem, schmalem Gesicht, der auf der Oberlippe einen kleinen Schnurrbart trägt, macht die Honneurs. Es ist Lionel Phillips, der Vorsitzende der Chamber of Mines. Er begrüßt die Damen mit Handkuß und hat für jede eine Schmeichelei bereit. Den Herren schüttelt er die Hand. Wer vermöchte Lionel Phillips, dem vollendeten Weltmann, anzusehen, daß er vor sechs Jahren mit nichts als einem Köfferchen in Kapstadt an Land gegangen war und sein letztes Geld für die Reise zum Witwatersrand ausgegeben hatte. Jetzt aber steht er an der Spitze der Chamber of Mines und besitzt ein Riesenvermögen. Phillips weiß seine Pflichten als Gastgeber zu erfüllen. Er eilt durch die Räume, vermittelt hier neue Bekanntschaften, gibt da Auskunft über Einzelheiten der Einrichtung oder der Baukosten des neuen Gebäudes, hilft dort mit einem Scherz oder einer gefälligen Floskel die Unterhaltung in neuen Fluß zu bringen. Beiläufig wendet er sich mit gedämpfter Stimme an einige Herren. Diese Herren fanden sich wenig später in einem abseits der Festräume gelegenen Zimmer zusammen.

„Können Sie sich denken, warum unser Phillips ausgerechnet heute eine Vorstandssitzung einberufen?" fragte ein etwas beleibter Mann mit kurzem, rotblondem Vollbart. „Sollten etwa die Baukosten überzogen worden sein? Was meinen Sie, könnten wir noch mehr bewilligen?"

„Ich vermute eher, es wird sich um unsere Bittschrift handeln", sagte ein anderer Herr, der mit übereinandergeschlagenen Beinen auf einem Sofa saß und eine Zigarette rauchte.

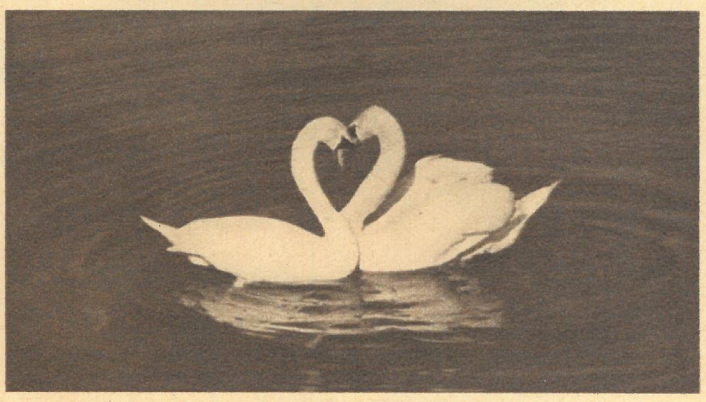
Fortsetzung folgt

Kavalier und Vater zugleich ist das Männchen der Fluß-Seeschwalbe, das hier in Gegenwart der Mutter sein silbernes Fischchen an das gemeinsame Junge abgibt. Diesem Geschenküberreichen geht eine ganze Zeremonie voraus: Graziös umtrippelt der Mann die Dame des Herzens, einmal, zweimal, viele Male. Dann erst wird gefüttert. Diese herzliche Art, mit der die Männchen in vielseitigen Varianten immer und immer wieder symbolisch ihren Liebesbeweis darbringen, genügt, um den Ehebund der Seeschwalben über Jahre hinaus fest zu besiegeln. — Ob wir das manchmal nicht auch notwendig hätten, meine Herren?

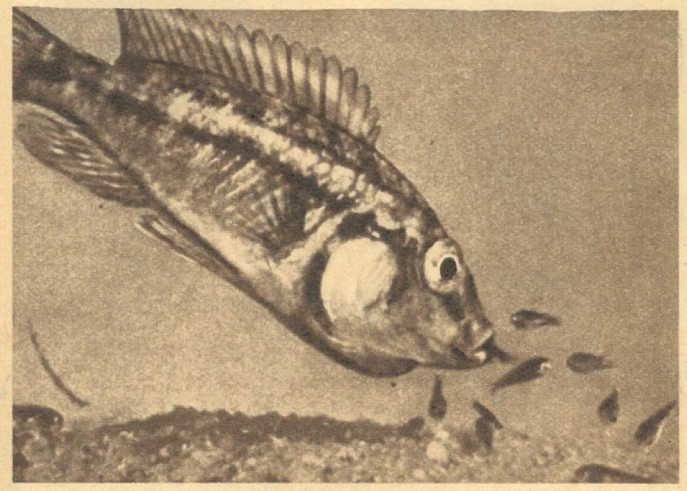
Fotos: Schwarz (3), ZB-Archiv

Auch Tiermänner wissen, was sich gehört, sie sind

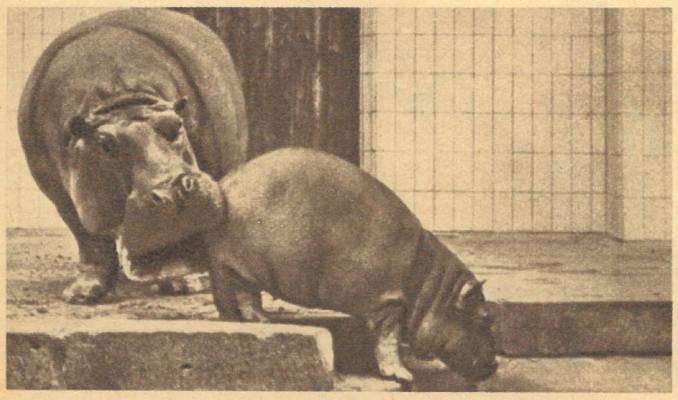
Ganz Kavalier

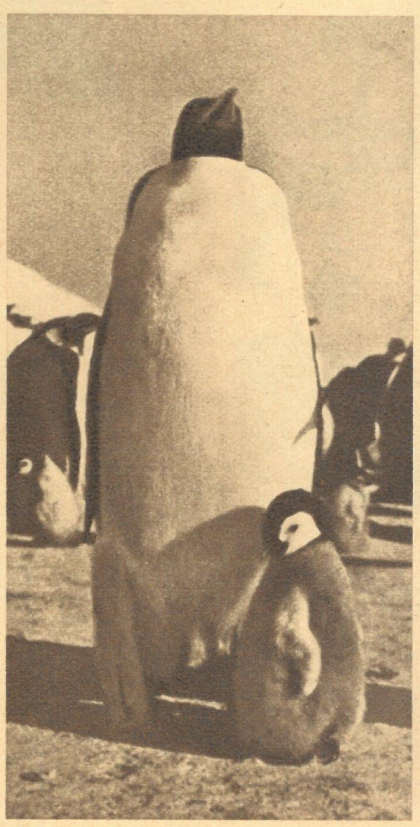


Schwäne stehen in der Liebe den Menschen kaum nach, und wie man sieht, ist man nach den Zärtlichkeiten ein Herz und ein Sinn. Aber nicht nur Schwäne, Maulbrüter, Seeschwalben und Pinguine sind vollendete Kavaliere, auch die Emus in Australien sind es, bei denen nachts der Mann weiterbrütet, oder die Stichlinge, die ihr Nest bewachen. Sogar — und das sollte man nicht für möglich halten — Spinnenmännchen wissen, daß sich ein Spinnenfräulein über ein Insektengeschenk freut



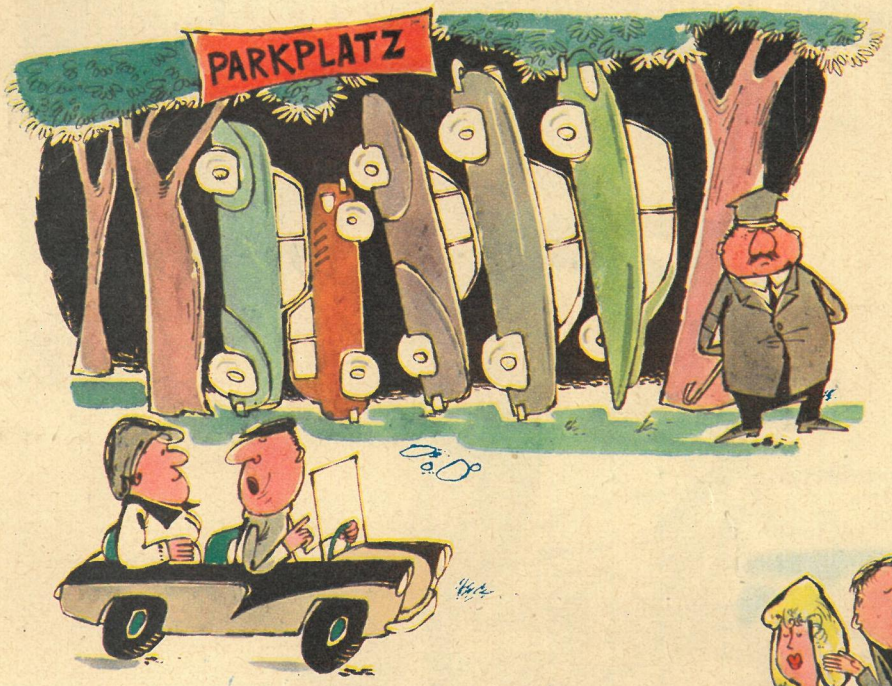
Während Mutti „frei hat", beaufsichtigt der in den Gewässern Afrikas beheimatete Maulbrüter den Nachwuchs. Naht Gefahr, sind die Jungen flugs in der schützenden Höhle des väterlichen Maules verschwunden. Otto dagegen, der Nilpferdbulle, ist weniger zart mit seinem Kleinen. Das bekommt ganz einfach, wenn es baden gehen soll, einen Schubs von hinten. „Vatis sind immer etwas grob. Sie meinen es aber gar nicht so...", versucht im Wasser Mutti zu trösten



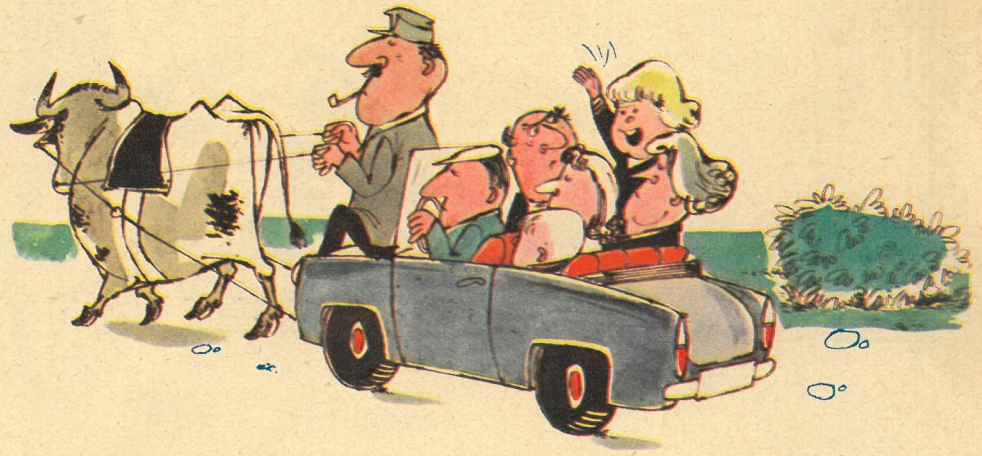


Wie bei den Menschen: Mutti sorgt fürs Sonntagessen, und Vati führt den Sprößling spazieren. Die fast eineinhalb Meter hohen Kaiserpinguine sitzen — oder vielmehr stehen — in der antarktischen Nacht 43 Tage auf einem einzigen Ei. Daß man dann auf sein Junges ganz besonders Obacht gibt, liegt klar auf der Hand. Die Woche über kommt das Kleine dann wieder in den „Kindergarten", der abwechselnd von „Ehepartnern" der einzelnen Pinguinfamilien beaufsichtigt wird

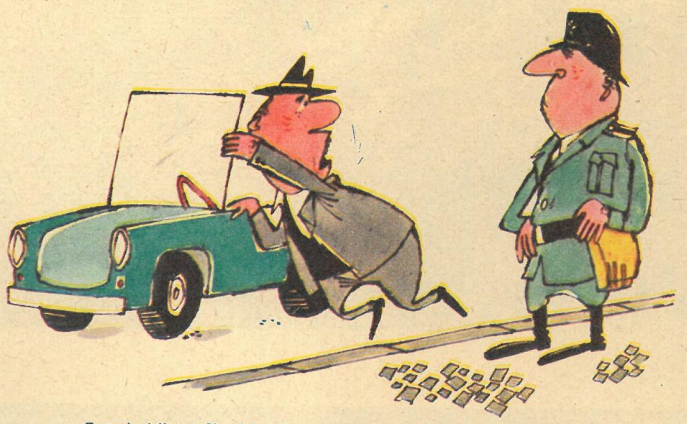
Rund ist die Welt - bunt ist die Welt



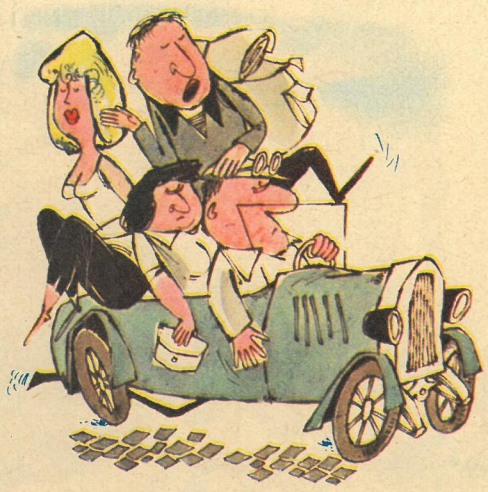
„Er soll früher in Saßnitz Heringspacker gewesen sein!"



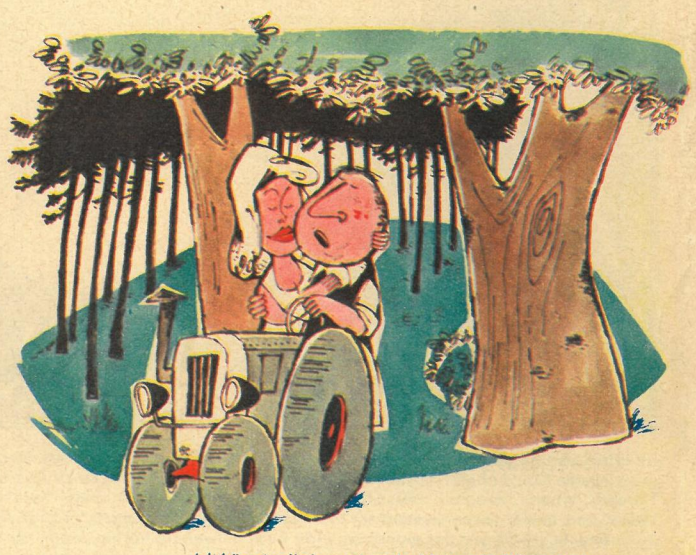
„Ha, jetzt kann uns Onkel Willi doch den halben Benzinpreis wieder zurückgeben!"



„Entschuldigen Sie, ich bin noch neu im Straßenverkehr!"



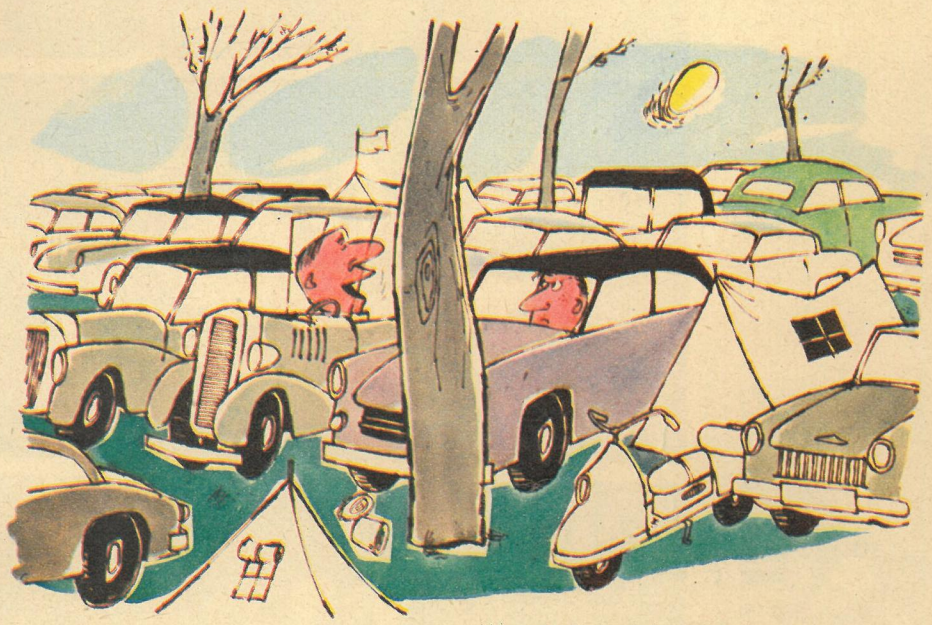
Per Anhalter. „Sie können froh sein, Sie haben ein Auto!"



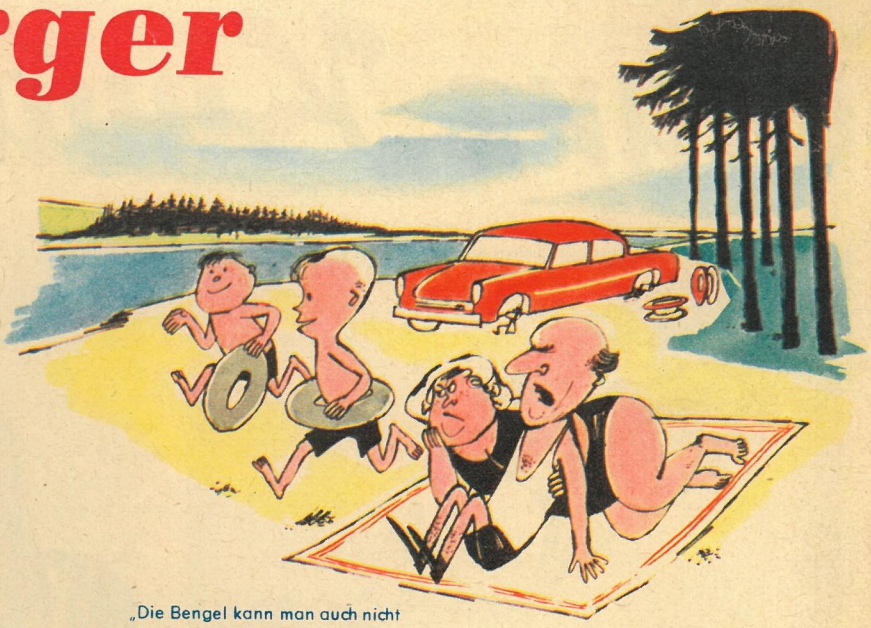
„Ich könnte dir ja noch mehr bieten, Liebling, aber sonntags hat immer der Chef den Dienstwagen!"

RUDI RIEBE:

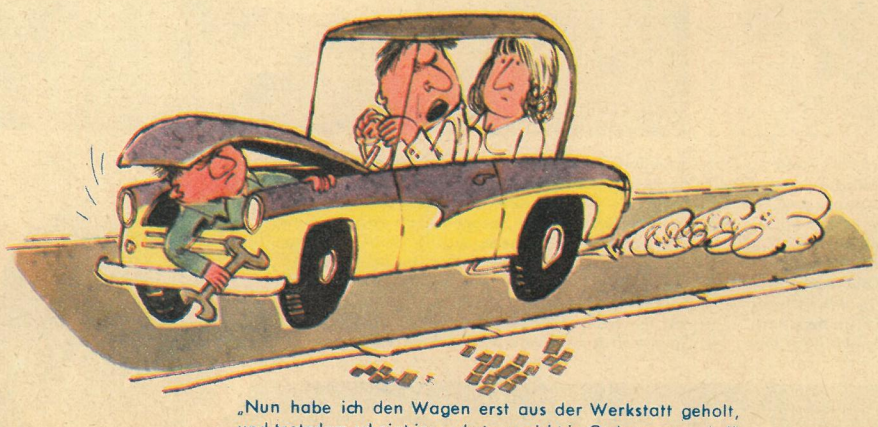
Nichts als Ärger



„Na, auch mit dem Fahrzeug im Grünen?"



„Die Bengel kann man auch nicht einen Augenblick allein lassen!"



„Nun habe ich den Wagen erst aus der Werkstatt geholt, und trotzdem scheint irgend etwas nicht in Ordnung zu sein!"

„Könnten Sie vielleicht den Wagen um zwei Nummern vergrößern?"